Für Freiheit, Lincoln und Lee

Historischer Roman

© 2015 Michael H. Schenk

Kapitel 1 1849 - Das Ende der Freiheit

Die Bretter der Wand waren nicht ganz dicht gefügt und die hereinfallenden Strahlen des Sonnenlichtes zauberten eine Mischung aus Gold und Kupfer in Friederikes Haare. Gedankenverloren drehte sie einen Finger in eine Locke und seufzte behaglich, während Friedrichs Hand sanft zwischen ihren Brüsten entlang glitt. Sie spürte den feinen Schweißfilm auf ihrer Haut und die Schwiele an seinem Zeigefinger. Sein Atem klang gepresst und Friederike wusste, dass seine Lust nicht gestillt war. Doch sie war nicht bereit ihm ihre Jungfernschaft zu geben. Noch nicht. Sie wusste, dass er sie begehrte und irgendwie verspürte sie selbst das Verlangen, sich ihm endlich ganz hinzugeben.

„Du bist unersättlich“, sagte Friederike leise und das Lächeln nahm ihren Worten die Schärfe. „Du weißt, Friedrich, ich bin ein sittsames Mädchen und was wir hier tun, das ist nicht Recht.“

Die Worte klangen selbst in ihren Ohren unangemessen schwülstig und noch vor wenigen Tagen hätte sie sich Friedrich wahrscheinlich nicht verweigert. Friedrich und Friederike, sie hatten einander versprochen, auch wenn ihre Eltern wohl nicht begeistert von ihrer Absicht waren, zu heiraten. Doch für sie beide war ihre gemeinsame Zukunft klar vorgezeichnet gewesen, als sie sich zum ersten Mal an den Frankfurter Barrikaden begegneten. Die Republik schien so nahe, zum greifen nahe, und Friederike hatte, neben der Demokratie, sogar schon die Möglichkeit einer Gleichberechtigung der Frauen kommen sehen. Es gab bekannte Suffragetten, in Amerika und selbst im königlichen England, die sich für das Wahlrecht der Frauen aussprachen. Alles schien möglich, doch nun kamen die Soldaten des preußischen Königs und zerschlugen ihren Traum.

Friedrichs Hand schob sich sanft unter ihr Unterkleid und Friederike seufzte erneut, legte ihre Finger an seinen Arm. „Ich glaube, Friedrich, es ist vorüber.“

„Was?“ Seine Gedanken waren bei anderen Dingen, sehr viel hübscheren und angenehmeren Dingen, und er sträubte sich dagegen, diese Gedanken aufzugeben.

Sie zog seine Hand sachte von ihrem Schenkel. Auch wenn sie dabei lächelte, so verfinsterte sich doch sein Gesicht, als er erkannte, dass sie keine intimeren Zärtlichkeiten zulassen würde. Friederi-

ke richtete sich halb auf und stützte sich mit einem Ellbogen auf die Decke, die er auf dem frischen Stroh ausgebreitet hatte.

„Ich glaube es ist vorbei mit der Demokratie“, sagte sie erneut. „Der Preuße schickt seine Truppen und die paar Freischaren, die es noch gibt, werden ihm nicht standhalten.“

„Sie werden nicht gegen uns kämpfen“, meinte er zögernd. „Sie sind unsere Brüder. Die in Rastatt, die sind doch auch kampflos zu uns übergegangen.“

„Ach, Friedrich.“ Sie griff mit einer Hand in seine braunen Locken und zog sein Gesicht zu sich heran. Sie küsste seine Wange und er wandte den Kopf, so dass sich ihre Lippen fanden.

Draußen, vor der Scheune, ertönte ein kurzer Ruf. Friederike löste die Lippen von den seinen. „Ich glaube, Hans und Karl werden ungeduldig. Du musst zu ihnen gehen.“

Friedrich Baumgart beugte sich ein wenig vor, fand erneut ihren Mund. „Die sollen warten.“

Friederike lachte auf und drückte gegen seine Brust, so dass ihr Verlobter sich grummelnd aufrichtete. „Dein Hauptmann Wenzel wird es nicht schätzen, wenn du deine Brüder warten lässt.“

Friedrich verzog enttäuscht das Gesicht und Friederike zupfte ihm ein paar Strohhalme aus dem dichten Vollbart, den er trug. „Ohne gefällst du mir besser.“

„Hä?“

„Ohne den Bart. Er sticht.“ Friederike zog spielerisch an den Barthaaren. „Du solltest ihn wieder abnehmen.“

„Er ist praktisch“, erwiderte er. Friedrich zuckte mit den Schultern. „Ich mag es nicht, mich mit kaltem Wasser zu rasieren. Wenn wir im Feld sind, lassen sich viele von der Freischar einen Bart stehen.“

Erneut ertönte ein fordernder Ruf und Friedrich wandte unwillig den Kopf. „Ja, Herrgott, ich komme.“

Friederike griff an die Schnüre ihres Mieders und begann es zu schließen. „Vielleicht kommen die Königlichen ja auch gar nicht“, sagte sie ohne Überzeugung. „Und wenn doch, dann muss es ja kein Geschieße geben.“

„Ich passe schon auf mich auf“, sagte Friedrich ernst und rollte sich von der Decke herunter. Missmutig streifte er Heu von seiner Hose. „Aber egal ob sie kommen oder nicht, es wird Zeit, dass wir heiraten.“

Sie schlug auflachend nach ihm. „Du willst mir nur die Jungfernschaft rauben.“

Friedrich zog die Hosenträger nach oben und bückte sich nach seiner Waffe. „Ich will dich zum Eheweib…“

„… und einen Stall voller Kinder“, ergänzte sie lächelnd und erhob sich ebenfalls. Für einen Moment gab sie sich in seine Arme. „Die Zeit wird kommen, mein Liebster. Doch jetzt musst du erst zu Karl und Hans. Oder willst du, dass sie herein kommen und mich kompromittiert sehen?“

Manchmal wusste Friedrich nicht so recht, was sie mit ihren Worten wohl meinte. Er war ein einfacher Bauernsohn und gelegentlich bedauerte er, dass er nicht so belesen war wie Friederike Ganzweiler, die aus einer bürgerlichen Familie stammte und deren Vater Kaufmann in Frankfurt war. Oh, er konnte lesen, doch auf dem Hof hatten sie nur wenige Bücher und sein Vater hatte es ihm mit der Bibel beigebracht. Doch Friederike, die las Bücher von Voltaire und anderen gebildeten Männern. Manchmal benutzte sie Worte, deren Sinn Friedrich kaum verstand. In diesem Fall aber ahnte er was sie meinte und lachte auf.

„Die wissen schon, dass wir einander versprochen haben."

„Ich glaube, Karl und Hans wissen auch was der Hauptmann Wenzel von euch verlangt hat, nicht wahr?"

Friedrich Baumgart ließ einen knurrenden Laut hören, doch dann nickte er. „Du hast ja Recht. Ich bin der Älteste und sollte auf sie achten, statt umgekehrt." Er zog sie kurz an sich. „Aber wenn das hier vorbei ist…"

„Ja, ich weiß." Für einen Moment war ihre schlanke Gestalt ganz weich in seinen Armen. „Wenn es vorbei ist."

Ihre Blicke folgten ihm, während er zum angelehnten Scheunentor ging, ihr einen letzten Blick zuwarf und dann hindurch schlüpfte. Sie würde ein paar Minuten warten, bevor sie ihm folgte. Auch wenn die drei Brüder Baumgart eine verschworene Gemeinschaft waren und alle von der Beziehung Friederikes und Friedrichs wussten, so galt es für sie doch noch immer, ein gewisses Maß an Schicklichkeit zu bewahren.

Als die hübsche blonde Frau wenig später aus der Scheune trat, waren die Brüder bereits vom Hof geritten. Eine knappe Stunde später erreichten die Drei ihr Ziel. Sie führten die Pferde ein Stück nach hinten und legten sich dann, oben am Hang über der Straße, ins Gras.

„Guter Boden." Friedrich zerrieb etwas Erde zwischen den Fingern.

„Hm?" Karl sah irritiert zu seinem älteren Bruder. „Was ist?"

Friedrich ließ den Rest zu Boden fallen und seufzte leise. „Guter Boden hier. Gerste, Roggen. Lässt sich mehr rausholen als auf unserem Hof."

Karl schob seinen Zweispitz kopfschüttelnd in den Nacken. „Woran du schon wieder denkst. Wir haben weiß Gott andere Sorgen."

„Vater bräuchte uns jetzt auf dem Hof", sinnierte Hans. „Wir haben schon die Aussaat verpasst und jetzt kommt bald die Erntezeit."

„Ja, ja", knurrte Karl missmutig. „Wir haben schon die vorherige Aussaat verpasst. Und die davor auch. Es wird schon gehen."

„Gütiger Himmel, zwei Jahre sind es schon." Hans, ihr jüngster Bruder, gerade fünfzehn Jahre alt, sah kurz zu ihnen herüber, bevor er den Blick wieder auf die Straße richtete. „Friedrich hat es

gut, der hat wenigstens ein Mädchen gefunden. Vater wird Augen machen, wenn er sie mit nach Hause bringt."

Die Bemerkung berührte Friedrich unangenehm. Nachdem er Friederike in der Frankfurter Paulskirche begegnet war, da hatte er wenig später den väterlichen Hof besucht und seinem Vater von ihr berichtet.

„Schuster, bleib bei deinem Leisten", hatte der erwidert. „Ein bürgerliches Eheweib passt nicht auf unseren Hof."

Damit war für seinen Vater der Fall erledigt gewesen und Friederikes Eltern mochten wohl ebenso reagiert haben. Friedrich dachte an die Nähe ihres Körpers und blickte hinaus auf die Straße. Jene Straße, die vom Taunus ins Hinterland führte. Nach Weilburg hinauf oder nach Marburg hinüber. Die Straße war inzwischen an einigen Stellen gepflastert, denn sie wurde viel befahren. Schon die Römer hatten sie angeblich benutzt, aber Friedrich, der ja immerhin lesen und schreiben konnte, hatte das von sich gewesen. Er beharrte darauf, dass die Römer die Straße dann auch vollständig gepflastert hätten. Hans wusste das nicht zu beurteilen. Er wusste nur, dass die Straße hier zwischen saftigen Hügeln entlang führte, die an ausgedehnte Wälder grenzten. Und dass sie sich hier ein langes Stück zwischen den Hügeln entlang wand, gut einsichtbar von der Stelle, an der die drei Brüder Baumgart lagen. Und er wusste auch, dass sie von hier kommen würden. Die königlichen Bundestruppen. Die Feinde.

Friedrich schnäuzte sich und wischte die Nase am Ärmel seiner Jacke ab. Man sah seinem Ärmel an, dass er dies oft tat und auch jene Leute, die man zu den Soldaten nahm, taten das gewöhnlich. Daher hatten die Soldaten auch so viele Knöpfe an den Ärmeln, damit es ordentlich wehtat, wenn man sich dort schnäuzte. „Seit zwei Jahren geht das nun schon und nichts ist gewonnen. Wir hätten uns dem Lenz anschließen sollen."

Vor rund zwei Jahren hatte es begonnen. 1848. Im Badischen, wo eine Volksversammlung, im Gasthaus „Salmen" in Offenburg, demokratische Forderungen an die Badische Regierung formuliert hatte. Nichts unverschämtes, ganz gewiss nicht. Ein wenig mehr persönliche Freiheit. Und die Presse sollte nicht nur die Meinung von Adel und Klerus widerspiegeln. Sie sollte dem Volke halt aufs Maul schauen dürfen. Auch die Forderungen nach Gewissens- und Lehrfreiheit, gerechte Besteuerung und Abbau der Adelsprivilegien waren doch nicht zu viel gewesen. Das Leben war noch immer hart, auch wenn der große Krieg gegen den Bonaparte schon lange vorüber war. Es stand dem Volke doch zu, dass es ihm ein wenig besser erginge. Damals, als die Revolution von Frankreich herüber gekommen war, da hatten die meisten Leute doch den Herzögen, Fürsten und Königen getreulich zur Seite gestanden. Weil es sich doch einfach nicht gehörte, einem König einfach den Kopf herunter zu schlagen, wie die Jakobiner das getan hatten.

Die Brüder Baumgart kannten das Meiste nur vom Hörensagen. Aber sie kannten die Schriften,

welche die Demokratie einforderten. Nur ein *wenig* Demokratie. Doch der Adel sprach von Hetzschriften. Dabei hatten doch viele mitgemacht. Von einem deutschen Parlament hatte man gar gesprochen. Vielleicht waren die Herrschenden auch verschreckt worden, als dann im Februar 1848 die zweite Revolution in Paris ausgebrochen war. Jetzt war Frankreich eine Republik und schon der Name besaß einen magischen Klang. Den von Freiheit und demokratischen Bürgerrechten. Obschon die Franzosen auch einen neuen Bonaparte hatten. War schon ein merkwürdiges Ding, eine Republik des Volkes mit einem Monarchen an der Spitze.

„Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle Klassen der Gesellschaft, ohne Unterschied der Geburt und des Standes“. So hatte es in der Petition der Bürgerversammlung in Mannheim geheißen. Ein Vorparlament aus Mitgliedern der deutschen Ständeversammlung trat in Frankfurt am Main zusammen. Es bereitete die Wahl einer verfassunggebenden Nationalversammlung vor.

Karl nahm seinen Zweispitz ab, wischte sich Schweiß von der Stirn. Geistesabwesend betrachtete er die verblichene Kokarde an seinem Hut. Die Kopfbedeckung war französisch und stammte noch aus der Zeit des großen Krieges, in dem die Allianz gegen den Kaiser gekämpft hatte. *Den* Kaiser. Aber es war keine französische Kokarde. Es war das verblasste schwarz-rot-gold der Freiheit.

Friedrich sah auf den Hut, den sein Bruder Karl so liebte. Freiheit. Wie gut hatte das damals noch geklungen. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Vereinigung der Stände. Als sie davon gehört hatten, da hatte es sie nicht mehr auf dem Hof gehalten. Sie waren nach Frankfurt gegangen, hatten die Hoffnungen der Nationalversammlung erlebt. Hatten vor der Paulskirche gestanden und versucht zu verstehen, was sie Deputierten dort von sich gaben. Friedrich konnte sich noch gut erinnern, wie geschockt sie gewesen waren, als sie erkennen mussten, welche Uneinigkeit die Abgeordneten beherrschte.

Dabei hatte es um die gemeinsame Sache doch gar nicht gut gestanden.

Friedrich Hecker und Gustav Struve riefen von Konstanz aus zum bewaffneten Widerstand gegen die Herrschenden auf.

Der Hecker führte sogar einen Zug Freischärler, von Konstanz über Donaueschingen, ins Rheintal. Er marschierte auf Karlsruhe, aber bei Kandern stellte sich ihm das Militär entgegen. Heckers Männer wurden heftig zerschlagen.

Der Struve verkündete in Lörrach die „Deutsche Republik“ und organisierte einen anderen Feischärlerzug, der in Staufen von badischem Militär mit Blut beendet wurde.

Da war es im badischen vorbei gewesen mit der Revolution.

Friedrich blickte die Straße entlang. Dorthin, wo sie zwischen den Hügeln verschwand, und kniff die Augen zusammen. „Da kommt was.“

Karl setzte den Zweispitz auf und rückte ihn gerade. „Meinst du, sie sind es?“

Friedrich blickte zu Hans. „Schau, wer das sein mag. Du hast die besseren Augen.“

Ihr Hauptmann, der Gottfried Wenzel, der hatte sogar ein richtiges Fernglas. Doch Hauptmann und Fernglas waren in Wiesbaden und warteten, was die Brüder wohl melden würden.

Hans zuckte die Achseln. „Die Postkutsche."

Karl wirkte enttäuscht. „Bist du sicher?"

Der Jüngste sah ihn beleidigt an. „Was glaubst du wohl? Ich kann den Postillon erkennen und die gelbe Farbe."

„Deine Augen möchte ich haben", seufzte Karl. „Gott, ich wünschte mir sie kämen endlich."

Friedrich griff hinter sich in seinen Schnappsack. Der ehemals weiße Leinenbeutel hatte inzwischen eine undefinierbare Form und Farbe angenommen. Zu viele Nahrungsmittel, verschiedenster Art und unterschiedlichster Verdaulichkeit, waren darin schon aufbewahrt worden. Er fand das Stück französischer Knoblauchwurst, welches Friederike ihm zugesteckt hatte und zog sie heraus.

„Die brauchen uns nicht zu sehen, die werden uns schon riechen können", knurrte Karl, als der scharfe Geruch wahrnehmbar wurde. „Gib wenigstens ein Stück ab."

Es war kein großes Stück mehr. Aber das letzte, was sie noch besaßen. So lagen die drei Brüder nebeneinander am Hang, in der Deckung einiger Ginsterbüsche, und kauten langsam die letzten Bissen. Unter ihnen ratterte die Postkutsche vorüber. Neben dem Postillon mit seinem Horn saß ein Begleitfahrer mit Plunderbüchse. Eine von jenen glattläufigen Büchsen, deren Lauf kurz und an der Mündung trichterförmig war. Gut geeignet, um einen Streuschuss abzugeben. Doch kein ernsthafter Räuber würde sich davon abschrecken lassen. Die Wirkung der Plunderbüchse war eher moralischer Art.

„Wir hätten uns dem Lenz anschließen sollen", knurrte Karl. „Wir hätten ordentliche Waffen gekriegt. Und sogar Pferde."

„Blödsinn." Hans lachte auf. „Du und ein Pferd. Du kannst ja nicht mal reiten."

„Aber ich kann es lernen!", fuhr Karl auf. „Das Schießen habe ich auch gelernt."

„Ja, das stimmt", räumte Hans ein. Er war der Jüngste und zugleich ihr bester Schütze. Eine ruhige Hand und ein sicheres Auge. Dennoch hatte er nur eine alte glattläufige Muskete bekommen. Ein wahres Prachtstück fürs Museum in Wiesbaden. Gerüchten zufolge stammte diese englische Muskete auch von dort. Man konnte gerade mal auf fünfzig Meter damit schießen. Darüber hinaus vielleicht noch einen Vogel erschrecken. Aber der Vogel musste dann schon sehr schreckhaft sein.

Hans sah nervös auf den dunklen Lauf von Karls Gewehr. Auch eine englische Waffe. Doch immerhin handelte es sich um ein Baker Gewehr. Es hatte einen gezogenen Lauf, welcher der Bleikugel Drall verlieh und eine treffsichere Reichweite von fast dreihundert Metern. Damit ließ sich schon ein Dragoner oder Linieninfanterist der Königlichen wegputzen. Der Friedrich hatte sogar ein richtiges Jagdgewehr. Hatte es einem abgenommen, der es nicht mehr brauchte, da ihm ein Säbel den Kopf abschlug. Aber Friedrich hatte nicht mehr viel Munition dafür.

Die waren ein komisches Volk, die Adligen. Friedrich würde sie nie verstehen. Die einen stimmten der Demokratiebewegung zu, die anderen bekämpften sie erbittert. Am schlimmsten war der Preuße. Die Nationalversammlung hatte eine Reichsverfassung verabschiedet und den preußischen König Friedrich Wilhelm IV zum Kaiser gewählt. Doch dieser lehnte die Krone ab. Ein paar sagten, er habe dies getan, weil nicht alle Bundesstaaten seiner Ernennung zugestimmt hätten. Andere behaupteten, der König habe keine Krone nehmen wollen, die ihm vom Pöbel gereicht worden sei. Friedrich glaubte eher letzteres. Wie oft hatten sich diese Adligen, und vor allem Könige und Kaiser, darauf berufen, von Gott persönlich auserwählt zu sein? Friedrich spuckte unbewusst aus und hob entschuldigend den Blick in imaginäre Weiten. Was den Adel mit Gott verband, das war die Tatsache, dass sie eine Ähnlichkeit mit einer wahren Plage hatten. Wen von ihnen kümmerte es denn, was das Volk dachte?

Gott allein mochte wissen, wie viele Menschen im deutschen Südwesten für die Anwendung der Reichsverfassung protestiert hatten.

In der Feste Rastatt hatten sich sogar die Soldaten der Demokratiebewegung angeschlossen und gemeutert. Die badischen Soldaten solidarisierten sich mit den Demokraten. Das Leibregiment des Großherzogs meuterte. Der edle Herr musste über Germersheim und Lauterburg nach Koblenz fliehen. Eine provisorische Regierung wurde in Karlsruhe gebildet. Es fanden erste demokratische Wahlen in Baden statt. Alle Männer mit Vollendung des 21. Lebensjahres erhielten das Wahlrecht. Die verfassungsgebende Versammlung von Baden, in Karlsruhe, unter Lorenz Brentano als Präsident der Regierung, wurde eröffnet.

Friedrich sah sie Straße entlang. Von wo würden sie kommen? Gott, alles schien vorbei. Der Preußenkönig. Ausgerechnet der, dem man die Krone angeboten hatte. Die Truppen des Königs marschierten in der Pfalz. In Baden hatte es Scharmützel gegeben. Bei Waghäusel war die Freiheitsarmee zum Rückzug gezwungen worden.

„Sie kommen“, meldete Hans sich.

„Bist du sicher?“ Karl hob den Kopf und sah die Straße entlang.

„Sicher bin ich sicher“, murmelte Hans. Er hatte die Augen zusammengekniffen und beschattete sie mit der Hand, denn die Sonne begann ungünstig zu stehen. „Sind Schützen. Ein Jägerregiment.“

„Wir sollten verschwinden“, sagte Friedrich bedächtig. Er kratzte sich am Vollbart. „Wozu sollen wir noch den Kopf hinhalten? Die anderen sind auch verschwunden. Schurz haben sie geschnappt, Lenz und Wagner sind wer weiß wo. Nur wir sind noch hier.“

„Und was ist mit unserer Freiheit? Mit unserer Demokratie?“ Karl wies auf die ferne Staubwolke, die sich über die Straße näherte. Dazwischen war das Aufblitzen von Metall zu sehen und hin und wieder ein schwacher Farbfleck. „Soll alles umsonst sein? Wegen denen?“

Friedrich zuckte die Achseln. „Die meisten von uns sind doch eh schon weg. Und die da, die wer-

den dir rasch zeigen, was sie von Demokratie halten.“ Er sah Hans an. „Bist du sicher, dass es Jägerschützen sind?“

Hans nickte. Der Älteste erhob sich und klopfte Rasen von seiner Hose. „Das war es dann. Gegen Gewehre können wir nicht an. Lasst es uns dem Hauptmann sagen. Der wird wissen, was zu tun ist.“

„Er wird kämpfen“, meinte Karl zuversichtlich. Er betastete das Schloss seines Baker-Gewehrs.

„Wenigstens haben wir heute Pferde“, knurrte Hans und kickte einen Stein vom Weg. „Da sind wir schneller.“

Seine Brüder lachten und Karl schlug ihm freundlich auf die Schulter. Staub stieg auf. „Da gib nur gut Acht, dass du uns nicht herunter fällst.“

Es waren keine ausgesprochenen Reittiere, die sie hinter der Böschung an einen Strauch gebunden hatten. Aber selbst diese Arbeitspferde, die es gewohnt waren, einen Wagen zu ziehen, waren weit schneller, als die Soldaten des Preußenkönigs den Brüdern folgen konnten. Diese würden zudem nur kurz rasten und wussten, dass die Soldaten in der Nacht kampierten. Das gab den Verfolgten die Zeit, um Wiesbaden zu erreichen und dem Hauptmann Wenzel noch ausreichend Gelegenheit, die Verteidigung zu organisieren.

Sie ritten vom Taunus herunter, über das Nerotal nach Wiesbaden. Nicht weit von der Trompetereiche entfernt. Eigentlich hätte sie Postillioneiche heißen müssen. Einst war hier die Postkutsche von einer Räuberbande überfallen worden. Der Postillon hatte noch einmal in sein Posthorn blasen können. Die Räuber waren noch mit Plündern beschäftigt, als man sie erwischte und dann kurzerhand an die große Eiche hing. So sagte man jedenfalls. Den Brüdern gefielen die Geschichten, in denen man die Bösen einfach aufhing. Die Eiche ließ Karl allerdings mit Schaudern daran denken, dass der König mit ihnen auch nicht viel Federlesen machen würde. Doch der Wenzel war schlau. Er war Abgeordneter in Frankfurt gewesen, bevor die Nationalversammlung verlegt wurde und sich dann größtenteils auflöste. Er würde sicherlich einen Weg finden, um Zugeständnisse von den Königlichen zu erhalten.

Sie kamen am frühen Morgen über die Taunusstraße herein und folgten ihr zum Kochbrunnenplatz.

„Gott sei´s gedankt“, murmelte Karl erleichtert, als er sich vom Pferd gleiten ließ. Stöhnend rieb er sich den verlängerten Rücken.

Hans grinste unverhohlen. „Bist doch nicht so fürs Pferd geboren, wie?“

„Du hast gut reden.“ Karl sah sich um und blickte auf zwei Männer der Kompagnie, die in der Nähe des Brunnens standen. Dunst stieg aus dem Brunnenbecken auf. „Wisst ihr wo der Hauptmann steckt?“

„Im Schloss oder im Rathaus“, erwiderte einer der Männer. „Habt ihr die Preußen gesehen?“

Die beiden Männer der Freischärlerkompagnie wirkten nervös. Die Brüder konnten es ihnen nicht verdenken.

„Gegen Mittag müssten sie da sein.“ Friedrich nahm die Zügel der Pferde und wartete bis seine Brüder getrunken hatten, dann wechselte er mit ihnen.

„Dann werden wohl bald die Preußen hier saufen“, stellte einer der Männer fest. Er blickte begierig auf die Pferde und man konnte ahnen, was ihm und seinem Kameraden wohl durch den Kopf ging. Sie alle wussten, dass die Sache verloren war. Gegen die Kriegsmaschinerie des preußischen Königs kamen sie nicht an.

Karl Baumgart schob den Zweispitz in den Nacken. Ein Stück geradeaus ging es zum königlichen Theater und dem Kurhaus. Wiesbaden war die Stadt der heißen und kalten Quellen. Über zwanzig gab es und schon die Römer hatten diese zu schätzen gewusst. Doch die Brüder mussten rechts hinunter, zum Rathausplatz. Sie tränkten die Pferde und saßen erneut auf. Karl glaubte, jeden Knochen in sich zu spüren und ein paar zusätzliche, die vorher noch nicht da gewesen waren. Er unterdrückte ein schmerzerfülltes Stöhnen als sie anritten und fragte sich, wie Friedrich und Hans die ungewohnte Tortur aushielten.

Nach ein paar Minuten kamen sie auf dem Rathausplatz an.

Karl war es, dem es als erstem auffiel. „Die Fahne. Sie ist weg.“

Seine beiden Brüder blickten auf zu dem Eckbalkon des Rathauses. Die Stange war leer. Das schwarz-rot-goldene Tuch, das dort gehangen hatte und auf dessen Streifen die Worte Einigkeit, Recht und Freiheit gestanden hatten, war verschwunden. Der kopfsteingepflasterte Platz wirkte merkwürdig leer. Auch vor dem alten königlichen Schloss standen keine Männer der Kompagnie. An zwei der Straßen waren Barrikaden aufgebaut. Ein paar umgestürzte Wagen, Möbel und Pflastersteine. Doch die Hindernisse waren nicht bemannt. Sie stiegen von den Pferden und schlangen die Zügel um den Holm eines umgestürzten Heuwagens.

„Verschwindet.“

Die drei Baumgarts wandten sich um. Über ihnen hatte sich ein Fenster geöffnet und eine Frau sah zu ihnen herunter, winkte eifrig mit der Hand. „Nun verschwindet schon. Geht heim. Es ist vorbei. Wollt ihr, dass wir Scherereien mit den Preußen bekommen?“

Karl sah die Frau mit offenem Mund an, bis Friedrich ihn am Ärmel packte. „Komm schon, der Wenzel wird wissen, was los ist.“

Ihre Schritte klangen seltsam hohl auf den breiten Stufen, die zwischen den Säulen hindurch ins Rathaus führten. Sie traten durch die massive Doppelflügeltür. Hier waren Männer zu sehen und es herrschte Unruhe.

„Wo ist der Wenzel?“, fragte Karl erregt. „Die Königstruppen kommen von Weilburg herunter.“

Einer der Männer blickte kurz auf. Er war dabei, Papiere auf ein kleines Feuer zu werfen. „Der

Wenzel? Hinten.“

Der Mann beachtete sie nicht weiter. Die drei Brüder gingen an ihm vorbei zu einem der hinteren Zimmer, in dem sie einst, bei ihrer Anwerbung zur Kompagnie, den Hauptmann kennengelernt hatten.

„Herr Hauptmann?“

Wenzel blickte hinter seinem massiven Schreibtisch auf. Er wirkte müde. Dunkle Ringe waren um seine Augen. Friedrich fiel auf, das die schwarz-rot-goldene Schärpe, die der Hauptmann stets getragen hatte, fehlte. „Ah, ihr seid es. Ich dachte, ihr seid heim und packt.“

„Heim?“ Karl schob sich an Friedrich vorbei. „Wieso heim? Die Truppen kommen das Nerotal herunter. Wir müssen die Barrikaden besetzen. Wir müssen die Soldaten beschwören, uns brüderlich im Kampf um die Freiheit beizustehen. Wie die Badischen, die den Großherzog vertrieben haben.“

Wenzel lachte leise auf. Es klang resigniert. „Wie die Badischen, ja. Sie haben sich ergeben, die Badischen. Rastatt ist gefallen. Die Königlichen haben es eingenommen und unsere Leute gefangen.“

„Rastatt ist gefallen?“ Die drei Brüder sahen sich betroffen an. Es traf sie wie ein Schock. Die badischen Soldaten in Rastatt hatten sich mit der Demokratiebewegung solidarisiert. So wie auch andere. Soldaten und Freischärlerscharen hatten sich erhoben, um gegen die Bundestruppen von König Friedrich Wilhelm IV. zu kämpfen. Und jetzt war die Festung Rastatt von den Truppen jenes Königs genommen worden?

„Was ist mit unseren Leuten?“, fragte Friedrich bedächtig.

„Man sagt, dass 19 hingerichtet worden seien.“ Wenzel zuckte die Achseln. „Geht nach Hause. Es ist vorbei. Und haltet euch zurück. Man wird jetzt nach den Rädelsführern suchen und nach jenen, die mitgemacht haben. Die Adligen werden nicht zulassen, dass es nochmals eine Erhebung gibt. Wenn es zu arg wird, geht in die Republik. Viele sind schon dort. Oder nach Amerika.“

„Amerika?“

Wenzel nickte. „Der Lenz soll schon rüber sein. Aber man sagt ja viel. Hierzubleiben ist gefährlich. Gerade für euch. Ihr wart in Frankfurt dabei.“

Die Barrikaden in Frankfurt. Die Kämpfe. Die drei konnten sich noch gut daran erinnern. Sie hatten aber nicht geschossen oder überhaupt gekämpft. Sie waren gar nicht dazu gekommen, waren viel zu sehr mit Laufen beschäftigt gewesen. Aber man hatte sie erkannt. Der Sohn vom alten Haldemann, dem Köhler. Der hatte sie angeschwärzt.

„Und wenn wir heimgehen?“

„Als sei nichts geschehen?“ Wenzel lachte auf. „Ich lasse alle Papiere verbrennen, damit die Bundestruppen die Listen nicht finden. Aber es gibt genug Leute, welche die unseren denunzieren wer-

den. Für Geld, für Brot, fürs Überleben.“

„Das glaube ich nicht“, murmelte Karl.

Friedrich nickte langsam. „Ich glaub´s. Es ist halt vorbei.“

Wenzel wies auf ihre Waffen. „Ihr wart damals schon an der Paulskirche dabei. Und auf den Barrikaden. Euch werden sie besonders im Auge haben. Die Waffen lasst am Besten gleich da. Wenn die Truppen euch damit erwischen, dann ist es aus. Nicht mal erschießen täten die euch. Die hängen euch einfach an den nächsten Baum. Am Besten wird es sein, ihr verschwindet von hier.“

„Meinst du, wir sollten ins pfälzische gehen, Hauptmann?“

„Ich meine, ihr solltet ganz aus der Republik verschwinden.“ Der Hauptmann lachte trocken auf. „Republik. Das war es mit der Republik. Nein, geht nach Frankreich oder, noch besser, nach Amerika.“

Hans dachte schaudernd an die Trompetereiche und ließ seine alte Muskete ohne Umschweife einfach fallen, was ihm einen missbilligenden Blick von Gottfried Wenzel eintrug. Hans errötete und hob die Waffe wieder auf.

„Was machst du, Hauptmann?“, fragte Friedrich. „Bleibst du?“

„Amerika.“

Draußen auf dem Platz ertönte Geschrei. Friedrich ging zum Fenster und blickte auf den Platz. „Da ruft einer, die Truppen wären am Stadtrand. Sollen am Tengelbach stehen.“

Karl sah Wenzel an. „Warum Amerika?“

„Ist weit weg“, knurrte Wenzel. „Außerdem haben sie dort den englischen König ordentlich verprügelt. Die haben eine Demokratie und Freiheit.“

„Auch Pferde?“

Gustav Wenzel sah Karl irritiert an. „Wieso Pferde?“

Karl legte sein Baker-Gewehr auf den Schreibtisch. „Ich mag halt Pferde.“ Er musste sich allerdings eingestehen, dass sein lädiertes Hinterteil seine Sympathien für diese Tiere hatte schrumpfen lassen.

Wenzel blickte nachdenklich auf die drei Brüder und griff hinter den Schreibtisch. Sie erkannten die Fahne, die sie am Flaggenstock des Rathauses vermisst hatten. Wenzel faltete sie sorgfältig und schob sie unter sein Wams. „Ja, da gibt es auch Pferde. Und viel Land, wo man sich frei entfalten kann. Jeder kann tun, was er will.“

Hans sah ihn mit offenem Mund an. „Jeder?“

„Ich muss Friederike sehen“, sagte Friedrich leise. „Sie muss wissen, was hier geschieht.“ Er sah die anderen entschlossen an. „Wenn ich gehen muss, dann nehme ich sie mit.“

„Meinst du, sie wird mitkommen?“

„Natürlich. Wir sind einander versprochen“, erwiderte Friedrich Baumgart mit größerer Selbstsi-

cherheit, als er tatsächlich empfand.

Karl zuckte die Achseln und Hauptmann Wenzel sah sie auffordernd an. „Was auch immer ihr zu tun beabsichtigt, ihr solltet euch beeilen. Viel Zeit bleibt nicht mehr. Ich wünsche euch Glück. Vielleicht sehen wir uns in Amerika wieder."

Eigentlich glaubten sie das alle nicht, aber sie nickten dem Wenzel zu, als dieser hastig aus dem Raum ging.

Unsicher blickte Hans auf sein abgelegtes Gewehr. „Und nun?"

„Friederike." Friedrich strich durch seinen Vollbart. „Sie hat sich vorübergehend ein Zimmer in der Ellbogengasse genommen. Kommt, lasst uns hingehen."

Sie verließen das Rathaus. Auf dessen Vorplatz herrschte noch hektisches Treiben, als die letzten Mitglieder der Freischar ihr Hab und Gut in Sicherheit brachten, wobei der Begriff des persönlichen Eigentums durchaus großzügig ausgelegt wurde.

„Ist kaum noch einer auf den Straßen", stellte Hans fest.

„Meinst du, die wollen in letzter Minute noch uns oder den königlichen begegnen?", knurrte Karl missmutig, während sie zur Ellbogengasse eilten. „Nachher, wenn keine Gefahr mehr ist, da werden sich alle aus den Fenstern lehnen und die preußischen Farben schwenken, damit nur ja jeder sieht, das sie schon immer loyale Königstreue waren."

Karl spuckte verächtlich auf das Kopfsteinpflaster.

Minuten später erreichten sie die enge, verwinkelte Gasse und Friedrich klopfte mehrmals an die Tür, bevor sie undeutliche Schritte hörten. Er drängte die ältere Frau zur Seite, schob sich an ihr vorbei in den Flur. „Friederike! Friederike!"

Als sie oben am Treppenabsatz erschien, sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. „Du musst packen, Liebste. Uns bleibt nicht viel Zeit."

Friedrich hatte erwartet, seine Verlobte werden nun rasch ihre Sachen packen und ihm bereitwillig folgen. Mit zart geröteten Wangen dem Geliebten aufgeregt ins neue Land folgen. Doch Friederike stand oben auf dem Treppenabsatz und wirkte merkwürdig unentschlossen. „Friederike", drängte er, „du musst dich eilen."

Friederike Ganzweiler biss sich unbewusst auf die Unterlippe, bevor sie zögernd den Kopf schüttelte. „Ich… es geht nicht, Friedrich."

„Um des Herrgottes Willen, warum nicht?" Er sah sie fassungslos an, während Karl herein kam und drängend an seinem Ärmel zupfte. „Aber, Friederike, wir… wir lieben uns."

„Ja, wir lieben uns", sagte sie merkwürdig tonlos. Unsicher schlug sie die Hände vors Gesicht. „Friedrich, ich kann nicht. Nicht jetzt."

Nicht jetzt. Später. Oh wie er dieses Wort verabscheute, wenn es aus ihrem Mund kam. Friedrich versteifte sich. „Warum nicht?"

„Ich kann doch jetzt meine Eltern nicht im Stich lassen.“ Sie kam ein paar Stufen die Treppe hinab und sah ihn bittend an. „Friedrich, das musst du verstehen. Ich kann jetzt einfach nicht mit dir kommen.“

Friedrich spürte Trauer und Enttäuschung, die in ihm aufstiegen.

Erneut zog Karl an seinem Ärmel. „Wir müssen los, verdammt“, knurrte der Bruder erregt. „Die Preußen werden bald da sein.“

„Ich… ich werde nachkommen“, sagte Friederike hastig und kam noch ein paar Stufen herunter. „Meine Eltern wollen auch nach Amerika. Mit dem Karl Schurz. Aber sie müssen noch vieles vorbereiten. Den Besitz auflösen und transferieren. Das verstehst du doch, nicht wahr?“

Nein, das verstand Friedrich überhaupt nicht, doch er nickte. „Ja, sicher.“

„Vater sagte, wir würden nach New York gehen. Dort… dort werden wir uns wiedersehen, ja?“

Es war halb Hoffnung und halb Versprechen, die ihn wortlos nicken ließ. Für einen flüchtigen Moment umarmten sie einander und fanden sich ihre Lippen. Friedrich schmeckte salzige Tränen und wusste nicht zu sagen, ob es die seinen oder die von Friederike waren.

Karl packte seine Schulter. „Kommt, Brüder. Wir müssen gehen. Ich kann das Königsbanner sehen.“

Friedrich wandte sich von Friederike ab. Die anderen glaubten Spuren von Feuchtigkeit auf Wangen und Bart zu erkennen. Während sie durch die Gasse hasteten, sah Friedrich das Bild seiner Verlobten vor Augen. Wie sie mit tränenüberströmtem Gesicht auf der Treppe stand. So endete für die Brüder Baumgart, Anfang August 1849, der Kampf um Freiheit und Demokratie.

Kapitel 2 Der lange Marsch

Obwohl Gottfried Wenzel ihnen davon abgeraten hatte, wollten die Brüder sich von ihren Eltern verabschieden. Auch wenn einer von ihnen in der nächsten Zeit ohnehin den Hof hätte verlassen müssen, da dieser nicht genug Ertrag brachte, so fiel es ihnen doch gleichermaßen schwer, Hof und Heimat aufzugeben. Friedrich wäre es leichter gefallen, wenn Friederike ihn begleitet hätte, doch so erschien es den drei Brüdern, als sollten sie nun die letzte Brücke zur Heimat hinter sich abschlagen. Ihren Eltern würde es sicher nicht anders ergehen. Daher mussten sie zu diesen, um zu beweisen, dass es ihnen gut ging, und dass die Brüder halt in die ungewisse Fremde mussten, damit es aller Wahrscheinlichkeit nach auch so blieb.

Die Brüder Baumgart machten sich keine besonderen Sorgen um die eigene Zukunft, denn sie sagten sich, ein paar kräftige Arme werde man halt überall brauchen können. Auf dem Hof der Eltern wollten sie ein paar Sachen packen. Ein wenig Wäsche zum Wechseln, etwas für den Schnapp-

sack, vielleicht hatte ihr Vater sogar ein paar Pfennige für sie. Letzteres glaubten sie kaum, denn vom Ertrag des kargen Bodens fraß die Steuer den größten Teil. Dabei hatte ihr Vater noch Glück gehabt kein Pachtbauer zu sein. Nach dem großen Krieg gegen den Kaiser der Franzosen war er mit einer Auszeichnung und der Besitzurkunde für das Land heimgekehrt.

Doch aus ihrem Vorhaben wurde nichts.

Schon von Weitem sahen sie ungewöhnliches Blitzen auf dem Hof. Als sie vorsichtig näher ritten, erkannten sie eine kleine Patrouille preußischer Kürassiere, die hier ein Biwak aufgeschlagen hatten. Sie konnten die langen Rosshaarschweife der Helme und die metallenen Brustpanzer der Reiter deutlich sehen.

„Wir sollten warten, bis sie abgezogen sind“, schlug Karl vor. „Sie können ja nicht lange bleiben.“

Friedrich erkannte ihren Vater, der mit einem Kürassier sprach. Der Anblick schmerzte ihn. Zu gerne wäre er einfach hinüber gegangen und hätte seinen Vater in die Arme genommen. Der Reiter schien Offizier zu sein.

„Sie werden nicht abziehen“, sagte Hans. Er hatte seine Augen beschattet und blickte angestrengt zu dem ärmlichen Haus, wo ein anderer Soldat an der Tür hantierte.

„Wie kommst du darauf?“ Karl nahm seinen Zweispitz ab und wischte Schweiß von der Stirn.

„Sie machen Quartier“, sagte Hans seufzend. „Der Kürassier an der Tür macht Zeichen mit Kreide.“

Das kannten sie noch von ihrem Dienst in Hauptmann Wenzels Kompagnie. Auch da hatte der Quartiermeister mit Kreide an die Türpfosten geschrieben, wie viele ihrer Männer ein Haus aufzunehmen hatte. Die Leute, die ihnen mehr oder minder freiwillig Quartier boten, waren oft genug mit Wechselscheinen der Republik abgegolten worden. Solchen, die nun keinen Wert mehr hatten.

„Dann erwarten sie eine größere Abteilung. Der Teufel soll sie holen. Warum machen sie das ausgerechnet bei uns?“ Karl fluchte ausgiebig, bis Friedrich ihn mahnend anstieß.

„Du sollst dich nicht versündigen gegen den Herrn.“ Friedrich wies zum Hof hinüber. „Vielleicht wollen die Reiter von hier aus patrouillieren. Sind bestimmt auf der Hatz nach den unserigen.“

„Und nach uns.“

So wandten sie dem elterlichen Hof und der alten Heimat den Rücken.

Sie ritten abseits der Straßen zwischen den Weinbergen hindurch nach Frauenstein. Es lag nur rund sieben Kilometer südwestlich von Wiesbaden. Oben, auf dem Hohenstein, der sich über den Ort erhob, machten sie Rast. Von hier hatten sie einen guten Ausblick über den Ort und die Straße, die sich durch Frauenstein hindurch in den Rheingau erstreckte. Sie sahen die Ruine der Burg unter sich. Auf der anderen Seite lag der Rhein und am gegenüberliegenden Ufer konnten sie gerade noch Mainz erkennen.

Sie sattelten ab und die Pferde fanden genug Grün, um es auszuzupfen und genüsslich zu kauen. Hans sah ihnen neidisch zu und der knurrende Magen ließ ihn selbst ein paar Halme probieren, bevor er sie mit einem missmutigen Laut ausspuckte.

„Wie sollen wir es halten?“, fragte Karl ächzend. Er hockte sich auf einen Stein und zog einen der Schuhe aus. Mit erleichtertem Gesichtsausdruck fischte er einen kleinen Stein hervor und warf ihn achtlos hinter sich. „Wir müssen rüber. Sollen wir es hier versuchen oder nach Koblenz hinüber? Wir könnten uns bei Bingen übersetzen lassen.“

Friedrich kratzte sich am Vollbart. „Von was sollen wir die Fährleute bezahlen? Und in Koblenz sind die Truppen des Großherzogs. Die werden sich jedes Gesicht genau ansehen.“ Er blickte Karl ironisch an. „Und jeden Hut.“

„Es gibt viele wie uns. Gerade jetzt“, sagte Karl verdrießlich. „Leute von uns und solche auf der Walz. Oder solche, die anderswo ihr Auskommen suchen. Da wird man nicht auf unsere Gesichter achten. Und den Hut behalte ich.“

„Mag sein.“ Friedrich nickte langsam. „Aber wir sollten es hier versuchen. Wenn wir bei Mainz über die Brücke sind, dann wenden wir uns nach Kaiserslautern rüber, durch die Pfalz.“ Er deutete auf die verblichene Kokarde an der Kopfbedeckung des Bruders. „Und den Hut solltest du zumindest abnehmen. Steck ihn dir sonst wo hin. Aber behältst du ihn auf dem Kopf, dann fehlt dieser dir beizeiten.“

„In Mainz stecken auch die Preußen“, warf Karl ein.

Friedrich zuckte die Achseln. „Wo stecken die nicht? Gott, es sind doch überall die Soldaten. Von welchem König oder Fürsten auch immer. Ich sage, wir ziehen durch die Pfalz. Die Mosel runter nach Westen. Hinab ins Saarland und ins Land der Franzosen.“

„Und wenn wir rauf gehen, nach Hamburg? Und dort ein Schiff nehmen? Von dort fahren sie doch nach Amerika.“ Hans zupfte erneut einen Grashalm aus und begann darauf zu kauen. „Oder ins bayerische hinunter. Die Bayern sind keine Freunde der Preußen. Die haben sich ordentlich mit denen geschlagen.“

„Auch die haben einen König“, knurrte Karl. „Von da müssten wir nach Toulouse oder nach Triest. Mann, wisst ihr überhaupt, wie gewaltig da die Berge sind?“

„Lassen wir das. So oder so wird es hart.“ Friedrich erhob sich. „Wenn wir uns ranhalten, dann erreichen wir die Brücke nach Mainz in der Abenddämmerung. Da achtet man nicht so auf Gesichter. Und wenn wir erst im pfälzischen sind, dann schlagen wir uns ins Hinterland. Über Kreuznach nach Idar-Oberstein und Birkenfeld. Wisst ihr noch? Der Mayer? Der war Schleifer in Idar-Oberstein, bevor er nach Frankfurt kam.“

Der Mayer? Ja, denn hatten die Soldaten auf der Barrikade vor der Paulskirche erschlagen. Aber die Brüder konnten sich noch gut an die dicke Hornhaut an seinen Daumen und Zeigefingern erin-

nern. Er war Edelsteinschleifer gewesen und, wie er sagte, ein guter.

Friedrich war der Älteste und seine Brüder wussten es ohnehin nicht besser. So sattelten sie die Pferde wieder und ritten vom Hügel hinunter an den Rhein. Am Ufer verlief der Treidelpfad, wo man früher Boote den Fluss entlang zog. Man band starke Taue an die Boote und auf dem Pfad waren jene Menschen oder Ochsen gegangen, welche die Boote und Nachen dann den Fluss entlang zogen. Jetzt wurde der Pfad nur selten zum Treideln genutzt. Viele Boote verfügten bereits über den Dampfantrieb oder wurden von solchen mit diesem Antrieb gezogen.

Die drei Brüder ritten, unterhalb von Wiesbaden an Biebrich vorbei, zur Brücke. Es war schon dunkel, als sie hinüber ins pfälzische ritten und sie waren froh darüber. Es waren Soldaten des Großherzogs auf der Brücke, doch die kümmerte es wenig, wer sie passierte. Friedrich war darüber erleichtert. Vielleicht auch die Soldaten. Vielleicht gefiel es denen auch nicht besonders, andere Leute totzuschießen.

Die Brüder merkten rasch, dass sie auffielen. Drei abgerissene Bauernburschen auf Pferden, auch wenn dies Ackergäule waren, wirkten zu ungewöhnlich. Keiner von ihnen hatte Lust, die Aufmerksamkeit einer Patrouille von Soldaten oder Gendarmen zu erregen. Hinter Mainz fanden sie einen größeren Hof. Es schien eines der älteren Wehrgehöfte zu sein, denn eine stabile Mauer umgab die Anlage, in der sich Schießscharten befanden. Die mit Steinen gepflasterte Zufahrt war mit Stroh gestreut, um den Lärm eiserner Hufeisen oder Wagenräder zu dämpfen. Als sie durch den steinernen Torbogen ritten, sahen sie ein eingearbeitetes Wappen.

Karl wollte instinktiv umkehren, doch Friedrich hielt ihn zurück. „Lass gut sein, Karl. Der Adel hat wenigstens genug Geld, um uns die Zossen abzukaufen."

Karl schnaubte durch die Nase. „Der Adel hat auch die Macht, uns die Pferde einfach abzunehmen."

Sein älterer Bruder zuckte die Achseln. „Gib du nur Acht, dass man deinen Hut nicht sieht."

Vor dem Gutshaus stand ein vierschrötiger Mann in derber, aber sauberer Kleidung. Er sah die drei Brüder kritisch an. „Verschwindet hier!", rief er herüber. „Gesindel hat hier nichts verloren."

Es war wohl die verdächtige Kombination von Bauernburschen und Pferden, die den Mann misstrauisch machte.

Friedrich hob beschwichtigend die Hände. „Wir wollen nichts Böses. Ein wenig zu Essen täte uns wohl, wir sind auf der Reise."

„Oder auf der Flucht", knurrte der Vierschrötige. „Mein Herr wird nicht erfreut sein, euch hier zu sehen. Also, reitet vom Hof."

„Habt ihr Verwendung für die Pferde?" Friedrich beugte sich auf dem Pferderücken vor und klopfte seinem Gaul gegen den Hals. „Es sind gute Arbeitstiere, wirklich."

„Gestohlen?" Der Mann trat näher und Karl bemerkte drei andere, die aus einem angrenzenden

Stall heraus traten. Sie hielten Mistgabeln in den Händen und machten durchaus den Eindruck, sie auch gebrauchen zu wollen.

„Nicht gestohlen.“ Friedrich zuckte die Achseln. „Unseren Hof hat es erwischt. Lag bei Klarenthal, im hessischen.“

Der Mann kniff die Augen zusammen und trat näher. „Ihr *seid* auf der Flucht. Gehört zu den deutschen Revolutionären, wie? Frankfurt?“

„Auch“, sagte Karl automatisch, obwohl Friedrich ihn mahnend ansah.

Der Mann lachte. „Dachte es mir. Kommen viele herum, in diesen Zeiten. Suchen Unterschlupf, bis sich alles beruhigt hat und wieder beim Alten ist.“ Er kratzte sich am Kopf. „Papiere für die Gäule habt ihr nicht, wie? Hätte mich auch gewundert. Aber es sind Arbeitspferde und gut beieinander. Aber wohl kaum von eurem Hof, wie? Dann wären eure Sachen besser, wie?“

Friedrich taufte den Mann im Geiste auf den Namen „Wie“ und nickte. „Wir brauchen nicht viel. Ein wenig Geld für die Gäule und etwas für den Schnappsack.“

„Steigt erst mal ab und geht in die Küche. Der Hagen wird sie euch zeigen.“

Sie folgten einem der Knechte in die Küche des Gesindehauses. Sie konnten nur hoffen, dass „Wie“ es ehrlich mit ihnen meinte. Wahrscheinlich würden die Königlichen ein Kopfgeld auf jeden flüchtigen Demokraten ausgesetzt haben. Bei einem Batzen Gold hörte die Loyalität rasch auf, das musste man einfach akzeptieren.

Der Vierschrötige kam nach einer Weile herein und setzte sich zu ihnen, sah zu, wie sie den heißen Eintopf in sich hinein schaufelten und kräftig vom Brot abbissen. „Ich kann euch zwei Taler geben. Tut mir leid, mehr ist nicht drin. Nicht ohne Papiere. Aber ich gebe euch was für den Schnappsack mit und ein paar Klamotten könnt ihr auch noch bekommen.“

Als sie den Gutshof in Richtung Kreuznach verließen, befanden sich etwas Wurst und Brot in ihren Schnappsäcken. Friedrich hatte sogar eine neue Hose erstanden. Neu bedeutete, dass sie weit weniger Löcher aufwies, als seine alte. Aber sie waren recht zufrieden.

„Wie“ hatte sie kurz ins Arbeitszimmer des abwesenden Gutsbesitzers geführt und ihnen eine Landkarte gezeigt. Friedrich fertigte eine einfache Skizze davon und „Wie“ nickte dazu anerkennend. „Solltest wohl Pfaffe werden, wie? Oder wie hast du sonst lesen und schreiben gelernt? Wart ihr auf der Schule?“

Dafür hatte die Zeit nie gereicht, denn es gab immer etwas zu tun. Karl und Hans konnten sich zumindest die Schriftzüge der Städte und Ortschaften einprägen, die ihren Weg nach Frankreich markierten. Friedrich hingegen hatte den Vorzug genossen, dass seine Friederike gelegentlich ein Buch mit ihm gemeinsam las. Dabei war ihr aufgefallen, dass Friedrich sich Zeichnungen und Karten ungewöhnlich gut einprägen konnte und er zudem über ein außergewöhnliches räumliches Vorstellungsvermögen verfügte. An den Globus, im Arbeitszimmer ihres Vaters, waren sie ja nie heran-

gekommen. Friederike hatte ihren Geliebten mit ins Wiesbadener Museum genommen und mit ihm begeistert die Karten in den Büchern mit dem dortigen Globus verglichen.

So ganz hatte der Friedrich dem runden Erdball nicht getraut. „Warum fallen wir dann nicht auf der unteren Seite herunter?“, hatte er gefragt und damit endlich eine Frage erwischt, bei der auch Friederike nicht weiterwusste.

Als die drei Brüder vom Hof gingen, hatte der Vierschrötige ihnen ermunternd auf die Schultern geklopft. „Lasst euch nicht erwischen, wie? Ich denke, in ein paar Wochen ist eh wieder Ruhe und die Truppen sind wieder in den Garnisonen. Ihr solltet einfach abwarten.“

Sie folgten dem Flüsschen über Kreuznach in Richtung auf Idar-Oberstein. Immer die Nahe entlang, wo der Weg es zuließ. Sie hatten kaum einen Blick für die landschaftlichen Schönheiten des Hunsrücks, denn sie mussten sich zunehmend Sorgen um ihr Überleben machen. Die zwei Taler und der Inhalt ihrer Schnappsäcke würden nicht lange reichen.

In Idar-Oberstein suchten sie jene Schleiferei, in der ihr Kamerad Mayer gearbeitet hatte. Sie fanden sie, doch es gab keine Arbeit. Der Meister hatte nur laut gelacht, als sie ihm ihre Arbeitskraft anboten. „Schleifen wollt ihr? Zeigt eure Hände. Bah, viel zu grob für feine Arbeit. Kommt einmal mit, ich zeige euch was.“

Er führte sie in eine der Werkstätten. Sie war über einem Bachlauf errichtet worden und ein ausgeklügeltes System sorgte für fortwährenden Wasserzufluss zu den Schleifsteinen. Viele der Steine wurden von Wasserkraft angetrieben. Lederne Transmissionsriemen führten von einer Welle zu den einzelnen rotierenden Steinen hin.

„Die sind nur für die groben Arbeiten oder die billigen Sachen“, erklärte der Meister grinsend. „Wenn es auf Präzision ankommt, dann ist Handwerkskunst gefragt. Und Fußarbeit.“

Da hatten sie erkannt, dass die Feinarbeiten auf Schleifsteinen ausgeführt werden mussten, die von den Füßen der Schleifer angetrieben wurden.

Vor allem Friedrich fand die Schleiferei faszinierend. Der Meister bemerkte sein Interesse und gab ihm lächelnd ein Stück Quarz. „Versuch es halt“, sagte der Mann und sah vergnügt zu, wie Friedrich es dann tatsächlich versuchte. Mehrmals, denn es war überhaupt nicht einfach, das Quarzstück gleichmäßig auf den Schleifstein zu halten. Erst meinte Friedrich, der Stein liefe nicht rund und habe Unwucht, doch dann zeigte der Meister ihm, dass es mit dem Druck zu tun hatte, mit dem Friedrich das Quarzstück gegen den Schleifstein hielt. Und der richtigen Position. Etwas zu weit oben oder unten und der Schleifstein riss Friedrich das Stück aus der Hand. Ein wenig zu sanft aufgesetzt und der Schleifstein zeigte kaum Wirkung, etwas zu fest und Friedrich konnte das Maß nicht halten oder bremste den Schleifstein ab.

Friedrich gab sich Mühe und war zäh. Nach einer Stunde gab er dennoch auf. Seine Daumen und Zeigefinger waren wund und aufgeschürft. Der Meister gab ihm das benutzte Quarzstück. „Behalte

es zur Erinnerung. Vielleicht, wenn du lange Jahre übst, würdest du tatsächlich einen guten Schleifer abgeben. Aber ihr wollt wohl nicht so lange bleiben, oder?“

Nein, das wollten sie nicht.

Die drei Brüder erreichten bald darauf Birkenfeld. Sie konnten sich auf einem Hof zum Holzschlagen verdingen und besserten einen Weidezaun aus, kamen so zu einer warmen Mahlzeit und einem Schlafplatz im Heuschober.

Dann marschierten sie weiter, dem Saarland entgegen.

Die Landschaft hatte dichte Wälder, die ihnen notfalls Unterschlupf und etwas Schutz vor dem Wetter boten. Zudem gab es Beeren, essbare Wurzeln und Pilze. Verhungern mussten sie nicht. Aber sie mussten sich in Acht nehmen. Vor Gendarmen, Jägern und vor dem Wild. Eine Nacht verbrachten sie gemeinschaftlich auf einem Baum, bis sich unter ihnen ein wilder Eber nach einer anderen Mahlzeit umsah. Von da an mieden sie den dichten Wald.

Der Weg nach Frankreich erwies sich als schwieriger, als sie sich dies vorgestellt hatten. Die meisten Menschen in den Orten und Gehöften, an denen die drei Brüder vorbei kamen, hatten selbst nicht viel oder fassten keinerlei Vertrauen zu den Fremden.

Irgendwie schafften sie es, sich zumindest eine Mahlzeit durch Taglohnarbeit zu sichern. Indem sie immer wieder Holz spalteten, Zäune oder Dächer reparierten und jede Arbeit annahmen, die ihnen geboten wurden. Manchmal gab man ihnen nur die Erlaubnis, Wasser aus dem Ziehbrunnen zu trinken und mitunter nicht einmal das.

Eines Tages war es so weit, dass ihre Mägen knurrten und sich keine Möglichkeit fand, in Tagelohn zu kommen.

„Es bleibt uns nichts übrig“, seufzte Friedrich. Er fühlte sich für seine Brüder verantwortlich und ein Vorschlag fiel ihm schwer. „Wir müssen zumindest das stehlen, was wir zum überleben brauchen.“

Eigentlich ließen ihr Stolz und ihre Erziehung es nicht zu, aber was sollten sie tun?

„Du versündigst dich“, murmelte Karl erblassend. „Stehlen ist Sünde. Und außerdem haben die Leute doch selbst nicht viel.“

„Mag sein“, gab Friedrich zu. „Aber wir haben noch weniger. Brüder, ich sage doch nur, dass wir das Notwendigste nehmen. Wenn ich vor der Wahl stehe, zu verhungern oder etwas zu stehlen, dann entscheide ich mich für letzteres.“

„Ich mich auch“, stimmte Hans zu und der knurrende Magen unterstrich den Standpunkt des Jüngsten.

Da sie sich gegen den Herrn versündigen würden, stimmten die Brüder Baumgart demokratisch darüber ab und so wurde Karls Widerwillen überstimmt. Auch derjenige, der ihre Schnappsäcke notfalls mit langen Fingern füllen sollte, war rasch gefunden. Der 15-jährige Hans war der kleinste,

schnellste und hatte die schärfsten Augen von ihnen. In der Gegend von Schmelz fanden sie genügend kleinere Gehöfte und ihr Hunger war groß genug, um den Versuch zu wagen. Ihre Wahl fiel auf einen kleinen Hof, der, wie ihr elterlicher, in einem kleinen Seitental lag. Dieser hier war auf drei Seiten von dichtem Wald umgeben. Neben Bauernhaus, Stall und einem Heuschober fiel ihr Augenmerk auf mehrere Gehege, in denen laut gackernde Hühner herumliefen. In einer kleinen Suhle neben einem Trog wälzten sich mehrere Schweine und Ferkel. Auch auf dem Hof selbst liefen einige Hühner frei herum. Einen Hund sahen sie nicht und auch keine Menschenseele.

„Frei laufende Hühner“, sinnierte Friedrich. „Da braucht man nicht einmal in ein Gehege. Da müsste man schon ein oder zwei abgreifen können.“

So setzten sich Friedrich und Karl auf den Boden eines Hanges, in der Deckung von Büschen und Bäumen, und konnten so aus guter Deckung den Hof beobachten, während Hans sich daran machte, ein oder zwei der Hühner in ihr Eigentum zu überführen. Eigentlich sollte der Jüngste, im Sichtbereich der Brüder, ebenso rasch zugreifen wie auch wieder verschwinden. Aber Hühner sind flink und laut, wenn sie das Gespür haben, dass es um ihren Hals geht. Die beiden älteren Baumgarts mussten unwillkürlich lachen, als sie die Versuche des Jüngsten sahen, eines der Tiere habhaft zu werden. Immer wieder entwischte das Objekt der Begierde und hinterließ in der Luft schwebende Federn.

„Da kommt wer.“ Karl richtete sich halb auf und deutete auf das Haus hinunter. Dort war jemand aus der Tür getreten und wollte feststellen, was der Tumult zu bedeuten hatte. „Entweder packt Hans es jetzt oder er muss den Rückzug antreten.“

Sie sahen, dass Hans wie unter einem unsichtbaren Schlag zusammenzuckte, aber sie hatten keinen Schuss gehört. Ihr Jüngster blieb stehen und rieb sich den Arm. Der Mann vor dem Haus trat auf ihn zu. Nein, kein Mann.

„Herr im Himmel“, seufzte Friedrich. „Das ist ja noch ein Knirps.“

Der Junge mochte acht Jahre alt sein. Aber er schien keinerlei Furcht vor dem größeren Hans zu haben. Sie sahen, wie die beiden miteinander sprachen, konnten jedoch nichts verstehen. Karl nahm missmutig einen kleinen Zweig und zerbrach ihn. „Er bräuchte dem Kleinen nur einen ordentlichen Schubs zu geben und wir hätten das Huhn.“

„Sich mit dem Burschen prügeln?“ Friedrich sah seinen Bruder vorwurfsvoll an. „Was ist mit dir los, Karl? Soll Hans sich an einem Wehrlosen vergreifen?“

„Er oder wir“, sagte Karl bestimmt. „Wir brauchen was zu essen.“

„Gott im Himmel, bist du wahnsinnig?“ Friedrich wollte es kaum fassen. Sicher, Karl und Hans waren immer ein wenig heißblütig, doch der Gedanke, sich an einem Kind oder einer Frau zu vergreifen, war ihm unvorstellbar. Er wies mit einer ausholenden Geste um sich. „Wir haben Pilze, Beeren, essbare Blätter und Wurzeln. Wir müssten nicht verhungern.“

Das Wild erwähnte Friedrich nicht. Wild gehörte immer zu irgendeinem Herrschaftlichen, der das Jagdrecht hatte. Und bei Wilderern machte man noch immer kurzen Prozess. Da waren die Herren unnachgiebig.

„Die gehen ins Haus“, stellte Karl fest.

„Was?“ Friedrich blickte wieder hinunter zum Hof und sah gerade noch, wie Hans und der Junge im Haus verschwanden. „Herr im Himmel, was ist denn nun los?“

Karl erhob sich. „Wir müssen runter und ihm helfen.“

„Warte noch.“ Friedrich beobachtete einen Mann, der aus dem Heuschober trat und nun kopfschüttelnd zum Haus hinüber ging. Der Mann sah kräftig aus und trug eine Forke, die selbst auf diese Entfernung beunruhigend aussah. Doch der Mann stellte sie neben den Eingang des Hauses, bevor er eintrat.

Eine ganze Weile später trat Hans aus dem Haus, blickte zum Hang hoch, wo seine Brüder warteten und winkte unbefangen. Dann kam er zu ihnen herauf. Seine Brüder bestürmten ihn mit Fragen. Hans grinste sie an und öffnete seinen Schnappsack. Er hatte einen frischen Laib Brot darin und auch eine halbe Wurst und etwas Käse.

„Der Junge hat dir wohl den Schneid abgekauft“, sagte Karl und biss herzhaft in ein Stück Wurst. „Was war da los?“

„Der Bursche hat eine Schleuder und weiß damit umzugehen“, sagte Hans lachend. „Aber wir haben Glück. Sie haben einen Sohn, der war bei Struves Freischärlern.“

„Ist nicht wahr.“ Karl sah auf den Hof hinunter. „Gott, ich hätte selbst hinunter sollen.“

„Ja, mit deinem Zweispitz“, bestätigte Friedrich. „Beim nächsten Hof sollten wir das vielleicht machen.“

„Beim nächsten Hof sind es vielleicht Königstreue“, warf Hans ein. „Dann würde es kein Brot geben, sondern Keile.“

Friedrich leckte sich die Finger ab. „So, Brüder. Jetzt gehen wir hinunter zu ihnen und bedanken uns. Vielleicht können wir ihnen ein wenig zur Hand gehen.“

Hans und Karl sahen ihn verwundert an. Doch dann nickten sie.

So schlugen sie sich durch. In stillem Einvernehmen war der Vorsatz, notfalls zu stehlen, aufgegeben worden. Irgendwie schafften sie es immer, für Tagelohn zu arbeiten und eine Mahlzeit zu bekommen. Notfalls ernährten sie sich von den Früchten des Waldes und manchmal hungerten sie auch. Aber sie erreichten die Grenze zur Republik Frankreich und überschritten sie im Winter.

Nach Süden hin hätten sie wohl über die steilen Gebirge und die wenigen Pässe gemusst. Doch hier war die Grenze von niedrigen Bergen, sanften Hügeln und Wald bestimmt. Es war leicht, die Grenzpatrouillen zu umgehen und französischen Boden zu betreten.

„Die Wiege der Demokratie“, sagte Karl andächtig. Sie standen auf einem kleinen Berg, den sie

gerade erklommen hatten und blickten auf das Land, das sich vor ihnen ausbreitete. „Hier hat sich das Volk zum ersten Mal gegen den König erhoben.“

Friedrich schnaubte durch die Nase. „Amerika war´s. Ich hab es selbst gelesen. Da haben sich die englischen Kolonien gegen den König erhoben und ihre Freiheit erstritten. Gegen König Georg.“

„Meinethalben.“ Karl betrachtete seinen rechten Schuh. Die Sohle hatte sich gelöst und Karl hatte sie mit zwei Streifen aus seinem Hemd an den Schuh gebunden. Doch der lange Weg, der sie bis hierher führte, hatte den Stoff förmlich zerrieben. Karls Schuhe waren kaputt und seine Füße wund, doch das erging seinen Brüdern nicht anders. „Wir brauchen Schuhe.“

„Und was zu essen“, pflichtete Hans bei.

„Und Kleidung“, ergänzte Friedrich. „Gott, wir sehen aus wie eine Räuberbande. Wie Schinderhannes persönlich.“

„Dem seine Leute haben sich die Schuhe besorgt, wenn sie welche brauchten.“ Karl zog die fadenscheinige Jacke und sein Hemd aus und riss zwei neue Tuchstreifen ab. Sorgfältig befestigte er die Sohle aufs Neue.

„Dafür haben seine Leute und er auch alle einen langen Hals bekommen“, knurrte Friedrich. „Hier wird es schwer für uns.“

„Hier?“ Hans sah ihn fragend an. „Wieso hier? Hier jagt uns keiner mehr.“

Friedrich blickte über das Land. „Kann einer von uns das französische? Seht ihr? Wie sollen wir unsere Arbeit anbieten, wenn die Leute uns nicht einmal verstehen?“

„Ein paar werden das schon tun“, hoffte Karl.

Der Älteste wies in das Tal hinab. „Dort hinten stehen ein paar Hütten. Zuerst müssen wir etwas zu essen bekommen. Lasst es uns dort versuchen.“

Sie stiegen den Hügel hinab. Aus dem Klettern zwischen den Felsen wurde ein holperiges Gehen, als zwischen dem Geröll zunehmend Grün wuchs. Sie sahen eine kleine Schafherde nebst Schäfer, doch der Mann musterte sie derart feindselig, dass sie sich ihm nicht näherten. Bei dem Mann befanden sich zwei große Hütehunde, die einem zusätzlichen Bissen Fleisch nicht abgeneigt schienen.

Die Gebäude vor ihnen waren klein, aber sauber bearbeitet. Es gab ein paar kleinere Felder, die bestellt wurden, und doch wirkte das Ganze nicht wie ein Gutshof. Als sie sich den aus Stein und Holz gefügten Hütten näherten, hörten sie den dünnen Klang einer Glocke und entdeckten ein paar Gestalten in langen Kutten, die sich zwischen den Gebäuden bewegten. Eine von ihnen winkte den Brüdern freundlich zu.

„Wir haben Glück“, sagte Friedrich erleichtert. „Das sind Klosterbrüder. Ich weiß zwar nicht, was sie hier verloren haben, aber die werden uns im Namen Christi sicherlich helfen.“

Als sie die Mönche erreicht hatten, wurden sie freundlich, wenn auch in unverständlicher Sprache begrüßt. Ein paar Brocken Französisch hatten die Brüder gelegentlich schon gehört, aber nie die

Gelegenheit erhalten, die Sprache zu erlernen. Die Mönche trugen graue Kutten und Karl, den es schon immer am meisten zur Kirche gezogen hatte, hielt sie für Franziskaner.

Die abgerissene und klägliche Erscheinung der Brüder machte ihre Lage deutlich. Das vernehmliche, wölfisch wirkende Knurren ihrer Mägen, mochte ein Übriges beitragen. Die Mönche schoben sie in das Gebäude mit der kleinen Glocke. Es war die Kapelle des kleinen Bergklosters. Sie verstanden Teile der lateinisch gelesenen Messe und konnten immerhin bei Gebet und Lied ein wenig mithalten. Danach folgten sie den Mönchen in eine andere Hütte und es gab einen Gemüseeintopf mit Brot und wundervoll klarem kaltem Bergwasser. Sie glaubten, nie zuvor etwas Besseres gegessen zu haben und langten ordentlich zu. Hans schaufelte begeistert einen dritten Holzteller voll, bis er bemerkte, dass die Mönche offensichtlich weniger zu sich nahmen, um ihre ausgehungerten Gäste satt zu bekommen. Errötend schob Hans den Teller von sich und murmelte eine Entschuldigung. Doch einer der Mönche lächelte nur und hob den Teller wieder vor den jüngsten der Brüder.

Mit Händen und Füßen versuchte man Konversation zu betreiben. So schwer schien dies gar nicht zu sein. Einer der Mönche hatte die schwarz-rot-goldene Kokarde an Karls Zweispitz entdeckt und erklärte seinen Mitbrüdern wohl, was es damit auf sich hatte.

Der Mönch legte plötzlich zwei Hände in der Geste des Schlafens an seine Wange. „France?“

Friedrich ahnte, was der Mann meinte und schüttelte den Kopf. „Amerika.“

Der Mönch lachte leise auf. „Ah. Amerique.“

Die Nacht teilten sie eine der Hütten mit zweien der frommen Brüder und am nächsten Morgen spottete Karl gutmütig, das laute Schnarchen der Gemeinschaft würde mit Sicherheit jedes Raubtier vertrieben haben. Während sie sich am Brunnen wuschen, erschien einer der Mönche mit einem anderen, den sie zuvor noch nicht gesehen hatten.

„Ich bin Bruder Markus“, stellte der Mann sich in fehlerfreiem Deutsch vor. „Das hier ist Bruder Philipe, der Abt unserer Gemeinschaft. Ich habe gehört, ihr seid auf dem Weg nach Amerika?“

„Ihr seid Deutscher?“, fragte Friedrich erstaunt.

Der Mönch lachte auf. „Nicht mehr. Jetzt bin ich ein Bote des Herrn. Aber es gab eine Zeit, da ich das Schwert geführt habe. Ich war bei der Kings German Legion. Im großen Krieg.“

Der Mann mochte um die Sechzig sein. Vielleicht hatte er wirklich noch in den napoleonischen Kriegen gekämpft. Die Legion und ihr exzellenter Ruf waren bekannt. Als Napoleon das Haus Hannover überrannte, da waren viele deutsche Soldaten nach England geflohen. Sie hatten in der englischen Armee den Kampf gegen den französischen Kaiser fortgesetzt. Jene Deutschen gehörten damals zu den besten Truppen des englischen Königs und als der Kaiser geschlagen war, kehrten die meisten von ihnen in die Heimat zurück.

„Ihr wart in England?“, fragte Hans neugierig. Er benutzte automatisch die höfliche Anrede in der dritten Person, denn Bruder Markus war noch immer eine respektheischende Person.

Bruder Markus schüttelte den Kopf. „Nein. Kein ausländischer Soldat darf englischen Boden betreten. Mit einer Ausnahme. Der Isle of Man. Dort waren wir stationiert. Na, bis wir nach Spanien und später nach Frankreich gingen. Wir haben den Franzosen gut zugesetzt. Besser als der Tripper.“ Markus lachte breit und bemerkte, dass Hans ihn unverständig ansah. „Schon gut, mein Junge. Damals waren andere Zeiten, verstehst du? Da wurden die Regimenter auch im Felde von Ehefrauen und Huren begleitet. Bei rund 1.200 Seelen im Regiment und nur 80 Frauensleuten, da konnte sich schon mal etwas verbreiten, du verstehst?“

Hans verstand noch immer nicht ganz, aber keiner hatte Lust, den 15-jährigen jetzt über Geschlechtskrankheiten aufzuklären.

Bruder Philipe beauftragte Bruder Markus damit, ihren Gästen behilflich zu sein. Als die anderen Mönche ihren diversen Verpflichtungen nachgingen, blieb Markus bei den Brüdern sitzen und breitete eine Karte vor ihnen aus. Friedrich entdeckte, dass sie englisch beschriftet war und fragte sich unwillkürlich, wie sie in den Besitz der frommen Männer gekommen sein mochte. Er sah Bruder Markus an. „Warum seid Ihr nicht zurückgegangen?“

Der Mönch zuckte die Achseln. „Es gab nichts, wohin ich hätte zurückkehren können. Und nach all dem Blut und Schlachten hatte ich genug vom Handwerk des Soldaten. Nein“, Markus hielt seine Hände hoch und betrachtete sie nachdenklich, „Hände sollten helfen und nicht töten. Wir alle sind Geschöpfe unseres Herrn. Doch wenn ihr nach Amerika wollt, so lasst uns einmal schauen, wie ihr dorthin kommt.“

Im Grunde hätten sie sich zu den Häfen im Westen oder Süden wenden können. „Ich rate euch den Süden“, sagte Markus nachdenklich. „Marseille biete gute Möglichkeiten ein Schiff zu bekommen. Ich gehe davon aus, dass ihr wohl kaum Geld habt, um eine Überfahrt zu bezahlen, nicht wahr? Dachte es mir. Im Süden kommen viele Schiffe herein. Handel mit Afrika und auch mit Amerika. Wenn ihr Glück habt, dann findet ihr sogar ein amerikanisches Schiff, welches heimwärts fährt. In jedem Fall gibt es dort unten genug Schiffe, die mit den Amerikanern Handel treiben. Marseille ist Umschlagplatz für viele Waren, die aus dem fernen Osten und Afrika kommen und die in die neue Welt verschifft werden. Da findet sich bestimmt die Möglichkeit, auf einem Schiff anzuheuern.“ Er sah ihre fragenden Blicke. „Arbeit auf einem Schiff zu finden. Hände werden wohl immer gebraucht.“

Markus Finger fuhr stets dieselben Punkte auf der Langkarte entlang und seine Worte prägten sich den Brüdern intensiv ein. Markus nahm Papier und einen Bleistift und fertigte ihnen eine Skizze an. „Folgt der Mosel nach Metz und von dort nach Nancy. Dann die Saône entlang nach Lyon. Immer die Rhone hinunter, auf Avignon zu und dann nach Marseille.“

Friedrich fuhr die Karte entlang und überschlug die Entfernung. „Herr im Himmel, das sind rund vierzehnhundert Kilometer. Vielleicht sollten wir doch nach Westen.“

„Oder hier bleiben“, sinnierte Karl.

„Also, ich will nach Amerika“, sagte Hans bestimmt. „Gott, wir sind schon so weit gekommen, das werden wir auch noch schaffen.“

„Mit der Hilfe unseren Herrn“, bestätigte Bruder Markus und sah nach unten. „Und besseren Schuhen.“

Rund vierzehnhundert Kilometer. Nur bis Marseille. Die Überfahrt nach Amerika war da nicht gerechnet. Wenn sie Geld gehabt hätten, so würden Postkutschen oder Postschiffe die Zeit erheblich verkürzt haben. Friedrich fuhr erneut die Karte entlang. „Bei guten Bedingungen werden wir vielleicht dreißig Kilometer am Tag schaffen.“

„Eher Zwanzig“, wandte Bruder Markus ein. „Ihr habt gute und schlechte Tage und müsst euch zwischendurch bestimmt verdingen, um euer Brot zu erwerben. Und jetzt ist die Zeit schlecht. Es ist Winter. Ihr solltet im Frühjahr los, dann seid ihr im Sommer 1850 in Marseille.“

Friedrich nickte. „Wir können nicht den Winter über bei euch bleiben. Ihr habt nicht genug, um drei zusätzliche Mäuler zu stopfen.“

Bruder Markus lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Mal sehen. Ein paar zusätzliche Hände könnten hilfreich sein.“ Er strich sich über die Tonsur. „Wir haben hier eine Quelle, wie ihr wisst, und einen Brunnen. Unterhalb unserer Niederlassung liegt der kleine Ort Saint Marie. Wir haben vor, den kleinen Quellfluss zur Bewässerung der Ackerflächen von Saint Marie zu nutzen. Dazu müssen wir ihn ein wenig umleiten.“

„Jetzt? Im Winter? Wenn der Boden hart ist?“ Friedrich wiegte den Kopf. „Warum nicht bis zum Frühjahr warten?“

„Weil im Frühjahr die Aussaat erfolgt und die Ernte wird dringend gebraucht.“ Markus sah sie nachdenklich an. „Wärt ihr prinzipiell bereit, bis zum Frühjahr zu bleiben?“

Die drei Brüder sahen sich fragend an und begannen zu diskutieren, bevor sie zögernd zustimmten. Markus erhob sich. „Ich spreche mit Bruder Philipe.“

Am Abend hatten sie eine Vereinbarung mit den Mönchen. Sie würden hier und in dem kleinen Ort bis zum Frühjahr arbeiten. Gegen ihre Arbeitskraft erhielten sie Unterkunft und Essen, und die Mönche würden sie mit Bruder Markus Hilfe unterweisen. Vor allem Bruder Markus, in der englischen Sprache, die sie in Amerika brauchen würden. Es erwies sich als ein Segen, dass der ehemalige Soldat in der englischen Armee gedient hatte. Die wenigsten Soldaten der deutschen Legion des Königs hatten die englische Sprache beherrscht, aber es erwies sich, dass Markus wohl Offizier gewesen war.

So mühten sie sich während des Winters gemeinsam mit den Mönchen ab, um den kleinen Bach umzuleiten. Im Grunde ging es lediglich darum, ein zusätzliches Bachbett in Richtung auf das kleine Dorf Saint Marie zu graben und einen Teil des Wassers darin umzuleiten. Dennoch war es Kno-

chenarbeit in dem harten Boden. Während sie hackten und schaufelten, vermittelte Bruder Markus ihnen Kenntnisse der englischen Sprache. Friedrich hatte das Gefühl, dass ihre Arbeit eher eine Beschäftigung war, mit welcher die freundlichen Franziskaner ihnen das Gefühl vermittelten, etwas für Unterkunft und Essen zu leisten. Vor allem Bruder Markus widmete ihnen alle verfügbare Zeit.

Der Winter war hart. Der Boden gefror tief. Hier im Grenzgebiet, mit seinen eher kargen Hügeln, pfiff der Wind unbarmherzig. Immer wieder gingen sie nach Saint Marie hinunter, wo es die ersten dichteren Wälder gab, und sammelten dort Holz für die Kamine und Kochstellen. Wenigstens gefror der kleine Bach nicht zu, so dass sie ständig frisches Wasser hatten. Die Brüder stellten rasch fest, dass zwei der Mönche recht ausgeprägte medizinische Kenntnisse besaßen. Immer wieder gingen diese Mönche in den Ort hinab, um Kranken oder Verletzten beizustehen. Manchmal waren sie sogar tagelang zu anderen Dörfern unterwegs.

Einen der Mönche verloren sie bei solch einem Besuch. Sie warteten ein paar Tage auf ihn, denn es ließ sich nie genau bestimmen, wann die Dienste eines Medikus nicht mehr benötigt wurden. Aber irgendwann nahm die Sorge einfach überhand und die Brüder Baumgart schlossen sich ein paar Mönchen an, die sich auf die Suche nach dem Vermissten machten. Sie fanden ihn, von Wölfen zerrissen, und so las man die Messe und begrub den Toten in dem gefrorenen Boden bei der kleinen Abtei.

Die Baumgarts konnten es kaum erwarten, bis es endlich Frühjahr war. Die Tage, an denen das erste Grün wieder zu sprießen begann, blieben ihnen unvergessen. Vor allem Bruder Markus spürte ihre Unruhe und konnte sie wohl am besten nachvollziehen. An Stelle der einfachen Schnappsäcke hatten die drei Baumgarts nun weiche Felltornister, die mehr Platz boten und die sie auf den Rücken tragen konnten. Auch ihr Schuhwerk war geflickt. Die Mönche hatten sich als sehr geschickt im Umgang mit dem Leder von Kuhfellen erwiesen und daraus brauchbare Schuhe gefertigt. Nicht elegant, aber zweckmäßig, und es würde reichen, bis die Brüder an ordentliches Schuhwerk kamen.

„Gottes Segen mit euch“, verabschiedete Bruder Markus die drei und die anderen Mönche sprachen eine lateinische Segensformel, als Friedrich, Karl und Hans sich nun endlich wieder auf den Weg nach Amerika machten.

Die erste Strecke nach Metz und von dort nach Nancy war hart. Karl erkrankte an einem Fieber und sie waren gezwungen, mehrere Wochen in einem kleinen Ort zu bleiben. Sie hatten das Glück, beim Pfarrer Hilfe und Pflege für den Bruder zu erhalten. Hans wandte seine erworbenen Kenntnisse in der Landwirtschaft an und half auf einem Hof, und Friedrich arbeitete in der Gemeinde. Die Leute waren freundlich, auch wenn die Verständigung problematisch war. Die Mönche hatten den Brüdern Baumgart ein paar Brocken Französisch beigebracht, doch im Grunde hatten sie sich auf das Englische konzentriert. Sie lernten rasch, dass diese Sprache nicht beliebt war. Zu unerfreulich waren hier noch die Erinnerungen an die englischen Ritter des hundertjährigen Krieges und später

die alliierten Truppen in dieser Region. Als Karl wieder zu Kräften gekommen war, da machten sie sich auf den Weg nach Lyon. Sie mieden die Städte. Nicht aus Furcht, sondern weil sie sich dachten, Arbeit eher in den kleineren Orten und Gehöften zu finden. Doch in der Nähe von Lyon hatten sie unerwartetes Glück.

Am Ufer der Rhone lagen mehrere Schleppkähne. Ein Teil davon war bereits mit Balken und Stämmen beladen. Am Ufer herrschte geschäftiges Treiben. Fuhrwerke brachten Stämme aus den Wäldern herbei und eine ganze Anzahl von Männern war damit beschäftigt, die Rinde von den Stämmen zu schälen und das Holz zu sägen. Es sah nach einer Menge Arbeit aus und man würde vielleicht ein paar zusätzliche Hände gebrauchen können.

Sie wandten sich an einen wohlgekleideten Herrn, der einen feinen Wollanzug und einen der modischen hohen Zylinder aus Wollstoff trug, die eine typische konische Form aufwiesen. Der Mann hielt ein Buch und einen Stift in den Händen und schritt murmelnd zwischen den anderen Arbeitern einher. Zunächst bemerkte er die Brüder gar nicht oder beachtete sie zumindest nicht, doch als Friedrich sich ihm in den Weg stellte, blickte er unwirsch auf.

Friedrich lächelte den Mann entwaffnend an. „Verzeiht, mein Herr, wenn wir Euch stören. Aber wir sind drei Burschen auf Wanderschaft und suchen Arbeit."

Sie konnten sich verständlich machen und der Mann nahm ihre Arbeitskraft gerne an. Unter seinen Arbeitern trafen sie unerwartet einen Landsmann.

„Bernd Kahlmann", stellte dieser sich mit breitem schwäbischen Akzent vor. „Ich bin Zimmermannsgeselle und war auf der Walz."

Als Walz wurden jene Jahre eines Gesellen bezeichnet, in denen er frei im Land herumzog und bei verschiedenen Meistern seines Berufes lernte, um sein Handwerk zu perfektionieren und somit selber zum Meister zu werden. Schon seit vielen Jahren wurden auf diese Weise die Techniken der Holzverarbeitung und Holzbearbeitung zu gegenseitigem Nutzen verbreitet. Bernd Kahlmann war Anfang der Zwanzig. Neben seinem breiten schwäbeln war sein ebenso breites Grinsen offensichtlich sein Markenzeichen.

„Wie hat es dich ausgerechnet nach hier verschlagen?", wunderte Friedrich sich.

Kahlmann zog die Brüder ein Stück zur Seite, so dass der Mann im grauen Anzug sie nicht sehen konnte und setzte sich mit ihnen auf einen Stapel Hölzer. „Ist ganz einfach", gestand er treuherzig. „Ich hatte Ärger mit dem Herzog."

„Warst du bei der Revolution dabei?"

Bernd Kahlmann lachte auf. „Gott, nein. Ich habe im herzoglichen Schloss gearbeitet. War eine gute Arbeit. Gutes Essen und gutes Geld."

„Warum bist du dann fort", fragte Karl wissbegierig. „Hast du etwas mitgehen lassen?"

Kahlmann lachte erneut. „Eher im Gegenteil. Ich hab was dagelassen." Er sah ihr Unverständnis.

„Die zweite Tochter vom Herzog. Sie hat einen dicken Bauch bekommen und das hat dem Herrn Papa nicht gefallen. Da bin ich lieber über die Grenze.“

Karl grinste breit. Auch wenn er ein gottesfürchtiger Bursche war, so hatte auch er sein Auge für die Schönheiten des Lebens. Vor allem jenen, deren Formen so angenehm und weich waren. Friedrich nahm einen langen Schluck aus der angebotenen Weinflasche. „Und wo machst du hin, wenn das hier fertig ist? Wir wollen nach Amerika.“

Bernd Kahlmann hatte eigentlich keinen besonderen Plan. Er sprach fließend Französisch und fühlte sich hier durchaus wohl. Es gab Arbeit, gutes Essen und schöne Mädchen. Es trieb ihn nicht weiter in die Ferne.

Es dauerte mehrere Tage, bis die Kähne alle beladen waren. Bernd Kahlmann wies auf den Mann im Anzug. „Das ganze Holz geht runter nach Marseille. Dort bauen sie wie verrückt. Häuser und Schiffe. Fragt ihn doch nach einer Passage. In Marseille muss ja auch entladen werden. Vielleicht nimmt er euch mit.“

Der Mann willigte ein. Er brachte sie zu einem stämmigen Franzosen, der sie zu einem der Kähne schob. Die Holzkähne hatten ganz vorne einen kleinen Mast mit einem Segel, doch hauptsächlich wurden die Schiffe durch lange Staken und die Strömung bewegt. Der Mann im Anzug verschwand. Er fuhr über Land mit einer Kutsche, während die Brüder, in Begleitung von Kahlmann, auf den Kähnen fuhren.

„Was soll´s?“, sagte Kahlmann, als er auf den Kahn sprang. „Schöne Mädchen gibt es auch in Marseille.“

Sie fuhren die Rhone herunter und es war eine der schönsten Landschaften, die sie je gesehen hatten. Kahlmann behauptete allerdings, das Tal der Loire mit seinen Burgen und Schlössern sei noch weit schöner. Trotz der Arbeit genossen sie die Fahrt. Ihre Aufgabe war nicht kompliziert. Die Stake ins Wasser, am Rumpf seitlich entlang laufen und dabei kräftig drücken, und am Bootende die Stake aus dem Wasser, wieder zum anderen Ende zurücklaufen und das Ganze von vorne beginnen. Es blieb genug Gelegenheit, dabei die Landschaft zu betrachten und eventuell den Kopf einzuziehen, wenn der kleine Mastbaum mit dem Segel herumschwang. Spätestens nach der ersten Beule hatte man den Dreh rasch heraus. Ein einziges Mal reagierte Friedrich zu spät und landete im Wasser, doch sie fischten ihn rasch genug heraus.

Im Sommer 1850 erreichten sie dann tatsächlich Marseille. Jene Stadt, die der Nationalhymne der französischen Republik ihren Namen gegeben haben sollte. Die Stadt barst förmlich vor Leben und geschäftigem Treiben. Wo im Stadtkern noch die üblichen verwinkelten und engen Gassen vorherrschten, da wurde in den Außenbezirken eifrig gebaut. Marseille entwickelte sich von der Hafenstadt zu einer Industriestadt. Nur bei Frankfurt hatten die Brüder zuvor eine solche Anzahl rauchender Schlote gesehen. Doch sie trieb es zum Hafen, der für sie das Sprungbrett nach Amerika werden

sollte. Je näher sie kamen, desto deutlicher wurde der intensive und ihnen ungewohnte Fischgeruch. Deutlich war das Wachstum des Hafens zu verfolgen. Von steinernen Molen und Kais führten neue hölzerne Anlegestege in das Hafenbecken.

Eine scheinbar unüberschaubare Anzahl unterschiedlichster Boote und Schiffe bevölkerten den Hafen. Und selbst außerhalb des Hafenbeckens waren ankernde Schiffe zu erkennen. Zahlreiche kleine Boote pendelten zwischen den Wasserfahrzeugen, brachten Waren und Menschen, sogar Tiere an Land oder zu den Schiffen hinüber. Es gab eine große Zahl kleiner Fischerboote, doch diese interessierten die Brüder und Bernd Kahlmann wenig. Sie suchten nach jenen Schiffen, die über den Atlantik fahren würden.

Ein Abschnitt des Hafens schien den Kriegsschiffen vorbehalten. Sie sahen eines der älteren Linienschiffe, mit seinen zwei längs verlaufenden Batteriedecks. Es war schwarz gestrichen und seine Stückpforten, hinter denen die Geschütze standen, waren ebenfalls schwarz lackiert, und hoben sich von den weiß gemalten Streifen der Batteriedecks ab, die sich am Rumpf entlang zogen. Seine drei Masten ragten unglaublich weit empor und ein paar Seeleute, die oben an den Rahen irgendwelche Segelarbeiten ausführten, erschienen winzig. Zwischen dem mittleren und dem hinteren Mast ragte ein dünner schwarzer Schornstein auf, der verriet, dass man das Linienschiff, es schien eines der klassischen 72-Kanonen-Schiffe zu sein, modernisiert hatte. Dennoch war seine Zeit vorbei. Der Bug des hölzernen Schiffes hatte noch die alte rundliche Form, mit dem weit nach vorne ragenden Bugspriet. Das Schiff schien teilweise entwaffnet worden zu sein, denn der Rumpf ragte über die Wasserlinie hinaus und man konnte den mit Algen und Muscheln bewachsenen Kupferbeschlag des Unterschiffes erkennen. Direkt daneben lag ein modernes Kriegsschiff. Eine der neuen Dampffregatten. Der Rumpf war schnittig geformt und dieses Schiff hatte keine Batteriedecks mehr. An seinen Seiten erkannte man die mächtigen Radkästen des Schaufelradantriebes, flankiert von vereinzelten Kanonenluken. Die Hauptbewaffnung bestand jedoch aus zwei größeren Geschützen, die offen auf dem Oberdeck standen. Auch dieses Schiff hatte noch Masten, doch die Schaufelräder und der Schornstein verrieten, dass die Segel höchstens noch in Notfällen gesetzt würden, wenn die Dampfmaschine ausfiel.

Die beiden Schiffe führten die französische Trikolore. Doch dies war nicht die dominierende Flagge bei den großen Schiffen. Sie sahen die englische, holländische, portugiesische, spanische und preußische Fahne an den Hecks der Schiffe auswehen und etliche, deren Bedeutung sie nicht kannten. Eine fand Hans besonders hübsch.

„Was ist das für eine?“, fragte er neugierig und zupfte Bernd Kahlmann am Ärmel.

Der zuckte die Achseln und fragte einen Hafenarbeiter, der gerade eine Seekiste in ein Boot hob. Kahlmann lachte auf und schlug dem Mann kameradschaftlich auf die Schulter, half ihm, die schwere Kiste in das Beiboot zu wuchten. Dann grinste er die Brüder an.

„Ist die amerikanische“, verkündete er auflachend. „Da müssen wir uns wohl dran gewöhnen.“

Sie betrachteten die auswehende Fahne mit wachsender Ehrfurcht. Das war also die Flagge jenes Landes, welches ihre neue Heimat werden sollte. Ein blaues Feld, mit etlichen in Reihen angeordneten Sternen, und rote und weiße Streifen. Sieben rote und sechs weiße Streifen.

„Hübsch“, kommentierte Hans. „Kommt, lasst uns hingehen. Vielleicht können wir mitfahren.“

Karl hielt ihn am Arm fest. „Bist du verrückt? Das da ist ein Kriegsschiff. Die nehmen keine Passagiere mit. Willst du etwa wieder Soldat werden?“

Hans schüttelte den Kopf. Nein, dazu hatte er keine Lust.

Friedrich betrachtete ein größeres Postschiff, dass vor dem Hafen auf Reede lag. Eine Reise mit solch einem Schiff würden sie sich nicht leisten können. Selbst wenn sie im Unterdeck fuhren, würden sie sehr lange arbeiten müssen, um das notwendige Geld zusammenzubekommen. Er kratzte sich nachdenklich am Vollbart. „Wir sollten schauen, ob wir ein Schiff finden, das nach Amerika fährt und auf dem wir uns verdingen können.“

Bernd Kahlmann blickte über den geschäftigen Hafen. „Gehen wir zu den Kneipen. Da hängen bestimmt genug Matrosen herum, die uns Auskunft geben können.“

Sie schoben sich durch das Gedränge und achteten darauf, zusammen zu bleiben. Friedrich hielt eine Hand fest verschlossen in seiner Jackentasche. Dort befand sich das wenige Geld, über das sie noch verfügten. Etwas davon würden sie nun wohl ausgeben müssen. Der Hafen war weitläufig. Zwischen den Handelshäusern, Lagerschuppen und sonstigen Gebäuden fanden sich auch Gasthäuser und Kneipen. Eine von letzteren betraten sie schließlich zögernd.

Neben dem üblichen französischen Wein gab es hier auch Bier. Sie wussten nicht, ob es wirklich deutsches Bier war, wie der Wirt versicherte. Jedenfalls schien ihm der Transport nicht gut bekommen zu sein. Es schmeckte schal und hatte einen merkwürdigen Nachgeschmack. So froh sie waren, endlich wieder ein Bier trinken zu können, so reizte sie die Aussicht auf ein weiteres dieser Getränke doch nicht besonders.

Hans war fasziniert von einem hübschen Mädchen, welches ihn aufreizend anlächelte, bis der Wirt es verscheuchte. Kahlmann lachte leise und schlug ihm auf die Schulter. „Vergiss es. Das ist nicht seine Tochter, sondern eine seiner Huren. Na ja, vielleicht trotzdem seine Tochter. Ist auch egal. Er hat gleich gesehen, dass bei uns nichts zu holen ist und sie zurückgepfiffen.“

Kahlmann sprach als einziger fließend Französisch. Er sprach den einen oder anderen Mann an, den sie für einen Matrosen hielten. Im Grunde waren sie nicht schwer zu erkennen. Zwar waren die meisten Männer hier braungebrannt, kräftig und vom Wetter gegerbt, doch die Seeleute hatten einen typischen und merkwürdig wirkenden Gang. Sie schienen ein wenig zu Schaukeln, so, als trauten sie der Festigkeit des Bodens nicht. Viele der Männer waren Barfuss und hatten hornige Füße.

Nach einer Weile kam Bernd Kahlmann mit einem hageren Mann zurück. Dieser trug gestreifte

Hosen und geschnürte Stiefel, dazu eine blaue Jacke. Unter der Jacke erkannte man das bei Seeleuten wohl übliche Messer. Doch hinter der roten Schärpe des Mannes steckte zusätzlich eine doppelläufige Pistole.

„Das ist Pierre Lerousse“, stellte Bernd vor. „Er ist erster Maat auf der *Marbelle* und sagt, er könne uns helfen.“

Der Mann hatte ein schmal geschnittenes Gesicht. Ein wenig schaudernd erkannte Hans eine weißliche Narbe, die sich von der rechten Augenbraue bis zum Kinn erstreckte und dazu führte, dass Lerousse ständig schief zu grinsen schien. Lerousse zog einen Schemel heran und setzte sich. „Allors, meine Freunde“, sagte er freundlich, „euer Kompagnon sagt mir, ihr sucht eine Passage nach Amerikas, oui?“

Die drei nickten und das Grinsen des Maats verstärkte sich noch. „Ihr habt nicht viel Geld, n´est ce pas?“

„Nein“, bekannte Friedrich als Wortführer. „Aber wir sind kräftig und können arbeiten. Wir würden uns die Überfahrt schon verdienen.“

Pierre Lerousse lachte herzlich auf. „Natürlich, meine Freunde, natürlich.“ Er wandte sich dem Wirt zu und winkte ihn heran. „Bring eine Runde von deinem besten, mein Freund.“ Während der Wirt verschwand, sah Lerousse sie der Reihe nach an. „Die *Marbelle* geht nach Amerika, meine Freunde. Genau dorthin, wohin ihr wollt. Wir werden noch einen kleinen Abstecher machen, um Ladung aufzunehmen, aber das macht euch sicher nichts aus, oui?“

„Äh, nein“, sagte Friedrich unsicher. „Hauptsache, wir komme nach Amerika.“

„Aber sicher, das werdet ihr, meine Freunde, das werdet ihr.“ Die Krüge kamen und Pierre Lerousse verteilte sie.

Während sie sich zuprosteten musterte Friedrich den Mann und was er sah, gefiel ihm immer weniger. Er begann sich zu fragen, ob es richtig sein würde, an Bord der *Marbelle* zu gehen. Doch immerhin waren sie zu Viert, da sollten sie sich schon ihrer Haut wehren können. So wie Lerousse das Schiff beschrieb, schien es relativ klein und sehr schnell zu sein. Kaum dreißig Mann Besatzung. Friedrich hatte gehört, dass die großen Linienschiffe, wie jenes im Hafen, bis zu tausend Mann Besatzung besaßen.

Sie tranken noch eine zweite Runde und Friedrich bemerkte, dass Lerousse eine sehr geschwätzige Art hatte. Er war ständig am plaudern. Stets freundlich. Aber Friedrich schien der einzige zu sein, der bemerkte, dass all das Gerede nicht viel Substanz hatte. Der Mann schwärmte von dem Schiff, aber welchen Geschäften man nachging, darüber schwieg er sich eigentlich aus. Der Älteste der Baumgarts bekam das Gefühl, das die *Marbelle* ein Schmugglerschiff war. Doch bevor er mit seinen Brüdern und Kahlmann beraten konnte, zahlte Lerousse und blickte sie auffordernd an.

„Nun denn, meine Freunde, ich zeige euch das Schiff und stelle euch dem Kapitän vor.“

Mechanisch erhob Friedrich Baumgart sich und folgte den anderen. Er bemerkte einen französischen Gendarmen, der Lerousse beobachtete und dieser Blick gefiel ihm nicht. Aber der Polizist machte keinerlei Anstalten, sich zu erheben und ihnen zu folgen.

Die *Marbelle* lag an keiner der Anlegestellen, sondern ankerte auf der Reede des Hafens. Lerousse winkte ein Boot heran, ließ die vier einsteigen und wies die Kutterbesatzung an, sie zum Schiff zu rudern. Die Ruderblätter hoben und senkten sich im Gleichmaß und Hans wunderte sich, wie wenig Geräusch sie machten, wenn sie ins Wasser eintauchten. Lerousse schnappte seine Bemerkung auf und lachte. „Bist nur auf einem Lustboot mit deiner Liebsten gepaddelt, oui? Es kommt auf die Technik an, mein Freund. Maximale Wirkung bei geringstem Kraftaufwand. Doch das lernst du noch, mein Freund."

Allmählich begann sich der Tag zu neigen und als sie sich dem Schiff näherten, hob es sich seltsam schimmernd gegen den beginnenden Sonnenuntergang ab.

Die *Marbelle* mochte um die dreißig Meter lang sein und lag hoch im Wasser, was darauf hinwies, dass sie kaum Ladung hatte. Der Rumpf war graugrün gestrichen, mit einem rot gestrichenen Unterwasserschiff. Sie besaß zwei Masten. Der vordere, größere Mast, war Rahgetakelt. Das bedeutete, dass vom Mast hölzerne Ausleger quer zur Fahrtrichtung verliefen, von denen die Segel herabgelassen wurden. Der hintere Mast hatte Lateinerbesegelung. Der dortige Segelbaum lief parallel zur Fahrtrichtung. Zwischen den Masten ragte der Schornstein einer kleinen Dampfmaschine auf.

Der Kutter ruderte, unter dem weiß gestrichenen Bugspriet der *Marbelle* hindurch, auf die andere Seite des Schiffes. Die Brüder erkannten über sich eine Galionsfigur. Sie stellte den Kopf eines Einhorns dar, dessen Horn in Fahrrichtung gerichtet war.

„Boot ahoi", rief es von oben herunter.

„Schiff ahoi. *Marbelle*", erwiderte Lerousse und die Männer an Deck des Schiffes erkannten ihn und seine Stimme.

In der umlaufenden Reling des Schiffes stand eine Einstiegspforte offen. Friedrich betrachtete misstrauisch die hölzernen Stufen, die in die Bordwand eingearbeitet waren. Sie schienen ihm schmal und wenig vertrauenerweckend. Doch Lerousse warf der Kutterbesatzung eine Münze zu, schwang sich ohne zu Zögern auf die Stufen und erklomm sie zum Oberdeck. Friedrich zuckte die Achseln, ergriff die merkwürdige Leiter und stellte fest, wie sehr das Schiff schaukelte. Zumindest erschien es ihm, denn wenn er den Fuß auf den unteren Tritt setzen wollte, schien sich ihm die Bordwand entziehen zu wollen. Es schien ihm fast, als wolle die *Marbelle* ihm ausweichen.

Lerousse sah von oben auf ihn herab. „Nur Mut, mein Freund. Ein kurzer Sprung, nicht mehr."

Die anderen Männer, die sich über die Reling beugten, lachten auf, als Friedrich es endlich geschafft hatte und nach oben kletterte. Einer der Männer schlug ihm gutmütig auf die Schulter und sagte etwas in einer unverständlichen Sprache. Der Mann hatte eine ungewöhnlich dunkle Haut und

eine ausgeprägte Hakennase, doch Friedrich achtete nicht weiter darauf, sondern beobachtete die Bemühungen seiner Gefährten, endlich an Bord zu folgen. Inzwischen war die Dunkelheit hereingebrochen und zwei Männer beugten sich mit Laternen über den Einstieg hinab. Schließlich war es geschafft und als die Vier sich wieder gesammelt hatten, fiel ihnen ein netter älterer Herr auf, der sie gutmütig ansah und unbefangen lachte.

„Capitaine“, sagte Lerousse mit einer angedeuteten Verbeugung, „das sind die Neuen. Die Brüder Baumgarde und ihr Freund Kahlmann.“ Er wandte sich den Vieren zu. „Dies ist Capitaine de Croisseux.“

„Baumgart“, korrigierte Friedrich und übernahm das Wort. „Wir sind Brüder. Also, mit Ausnahme von Bernd Kahlmann. Der ist unser Freund. Wir wollen nach Amerika und...“

De Croisseux hob eine seiner Hände und nickte freundlich. „Nach Amerika. Ja, da wollen wir auch hin. Und da ihr auch dorthin wollt, werdet ihr eure Überfahrt wohl abarbeiten wollen, nicht wahr? Nun, ihr könnt sofort damit anfangen, denn wir gehen Ankerauf.“

Lerousse schob sie nach vorne, auf den Bug zu. „Helft am Gangspill.“

Sie hatten keine Ahnung, was das sein sollte. Hinter ihnen rief der Kapitän einen französischen Befehl und das Schiff schien plötzlich vor Leben zu wimmeln. Männer hasteten an den Brüdern und Kahlmann vorbei und zogen sie automatisch mit sich. Andere ergriffen die gitterartig verwobenen Leinen, Rahen genannt, die von den Flanken des Schiffes nach oben unter die Masten und ihre Rahen führten. Friedrich blickte ungläubig zu, wie behände die Seeleute dort aufenterten, dann zog ihn einer der seltsam dunkelhäutigen Männer zu einer Tonne, die vorne am Bug des Schiffes stand. In die Tonne waren Löcher eingearbeitet. Friedrich sah sie interessiert an, doch der Dunkelhäutige knuffte ihn unangenehm in die Seite und wies auf ein paar lange weiße Rundhölzer, die an der vorderen Reling des Schiffes festgebunden waren. Die Brüder und ihr Freund sahen zu, wie andere Männer diese Rundhölzer aus den Halterungen nahmen und in die Löcher der Tonne steckten. Allmählich sah diese aus wie die querliegende Nabe eines Speichenrades, allerdings ohne Reifen. So nahmen sie ebenfalls zwei der Hölzer und steckten sie in die dafür vorgesehenen Öffnungen. Insgesamt standen zehn Mann an den fünf Speichen und alle waren in eine Richtung ausgerichtet. Einer von ihnen stieß einen leisen Ruf aus und die Männer drückten gegen die Speichen. Also taten es die Brüder und Kahlmann ebenfalls. Erst tat sich nichts, doch nach ein paar Versuchen bewegte sich die Nabe, das Gangspill, langsam. Ein leises Klicken ertönte. Begleitet von leisen Anfeuerungsrufen des Dunkelhäutigen drückten sie gegen die Speichen, hörten das leise Klicken, während sie kreisförmig um die Nabe herum gingen. Dann begriff Friedrich endlich, dass sie auf diese Weise die Ankerkette mit dem Anker nach oben holten.

Der Dunkelhäutige rief etwas nach hinten, zum Heck des Schiffes. Dort stand Kapitän de Croisseux am Ruder der *Marbelle*. Er stieß ein gedämpftes Kommando aus und über ihnen ertönte ein

Flappen. Friedrich sah, wie sich das große Segel an den Rahen nach unten entfaltete. Irritiert erkannte er, dass dieses Segel eine dunkle Färbung hatte. Gegen den Nachthimmel war es nur dadurch zu erkennen, dass es ein wenig dunkler war und die Sterne verdeckte. Die Segel, die er bislang gesehen hatte, waren alle hell gewesen und diese Erkenntnis gefiel Friedrich absolut nicht. Die *Marbelle* musste tatsächlich ein Schmugglerschiff sein. Wunderbar, zu Hause wurden sie von den Königlichen gejagt, und wer wusste schon, wer auf den Meeren wohl Jagd auf de Croisseux und seine *Marbelle* machte.

Am Heck ertönte ein rhythmisches Schleifen, als das Lateinersegel an seinen Führungsringen den Mast hochgezogen wurde. Friedrich taumelte, als ein Windstoß die Segel traf und schlagartig füllte. Die *Marbelle* legte sich sanft auf die Seite. Nicht viel, doch für Friedrich und die anderen erschien es im ersten Moment, als kentere das Schiff. Die anderen Männer lachten auf, bis der Dunkelhäutige sie zur Ruhe ermahnte. Die Holme wurden wieder aus dem Gangspill geholt und angebunden. Zwei Männer hatten den hochgezogenen Anker inzwischen mit einer Kette gesichert.

Die drei Brüder standen mit ihrem Freund an der landseitigen Reling und starrten mit offenem Mund auf Marseille, das langsam nach hinten auswanderte und sich plötzlich hinter dem Schiff befand. Allmählich wurde das Land kleiner. Friedrich blickte auf den Schornstein der Dampfmaschine. Kein Maschinengeräusch war zu hören. Nur das Knarren von Holz und das Singen der gespannten Takelage. Dazu das Flappen der Segel. Mit leisem klatschen schlugen die Wellen gegen den Rumpf. Das Deck war ein wenig geneigt, doch langsam richtete es sich auf.

Pierre Lerousse stand plötzlich neben ihnen und grinste sie breit an. „Kommt, meine Freunde, ich zeige euch, wo ihr eure Hängematten aufspannen könnt. Habt ihr Hunger?“

Hatten sie. In den folgenden Tagen lernten sie eine ganze Menge über das Schiff und seine Besatzung. Sie lernten die Masten und Segel, Fallen, Blöcke, Leinen und Taue zu unterscheiden. Sie lernten auch, dass ein Tampen ein kurzes Tauende war, und wie ausgezeichnet Lerousse es zu benutzen verstand, um sie und die Mannschaft zu größerem Eifer anzuspornen. Draußen auf dem Mittelmeer startete auch die Maschine. Lerousse führte sie ins Unterdeck, wo es erbärmlich stank. Nach einer merkwürdigen Mischung aus Exkrementen, Schweiß und Ruß. In einem großen Raum stand die Dampfmaschine. Sie waren einer solchen Maschine noch nie so nahe gewesen.

Lerousse grinste sie an. „Für die Segelarbeit seid ihr wohl kaum geeignet. Aber das hier ist nicht schwer. Sehr ihr, diese Klappe ist die Feuerung. Dort hinein kommen Holz oder Kohle. Das befeuert den Kessel, in dem sich Wasser befindet. Das wird erhitzt und erzeugt Dampf. Der bewegt die Kolben. Ja, genau, diese langen Zylinder. Seht ihr, wie sie die Welle bewegen? Sie liegt quer zum Schiff und an ihren Enden befinden sich die Schaufelräder. Du“, er deutete auf Hans, „was passiert, wenn ein Topf überkocht?“

„Na, der Deckel geht hoch“, sagte der 15-jährige prompt.

Lerousse lachte auf. „So ist es. Der Deckel geht hoch.“ Er wies mit ausholender Geste um sich. „Das hier, das Schiff, das ist der Deckel. Wenn der Druck im Kessel zu hoch ist... bumm.“

Seine Zuhörer erblassten und der Maat grinste sie breit an. „Damit das nicht passiert, gibt es das hier.“ Er wies auf eine federnd gelagerte Stange. „Das ist das Sicherheitsventil. Haben wir zu viel Druck, dann geht es nach oben und Druck wird abgelassen. Und es passiert das hier.“

Lerousse zog seine doppelläufige Pistole aus der Schärpe und drückte von unten gegen das Ventil. Ein schrilles Pfeifen ließ alle erschrecken. Vom Niedergang, der Treppe, die nach oben führte, erklang ein Poltern und einer der Besatzung sah verschreckt herein. Lerousse und ein Mann, der den Kessel mit Brennmaterial beschickte, lachten laut auf. „Gut, hier, dieses Rad, regelt den Dampfdruck. So fahren wir schneller oder langsamer, oui?“

Er gab ihnen einen Schnellkurs im Maschinenraum und der Umgang mit der Dampfmaschine war nicht besonders kompliziert. Es gab eine Kupplung für den Vor- und Rückwärtsgang der Welle. Doch die ganze Maschinerie wurde von nur einem der dunkelhäutigen Männer bedient, die den größten Teil der Besatzung ausmachten.

Die Besatzung. Friedrich und die anderen hätten keinem von ihnen freiwillig ihr bisschen Geld anvertraut. Die meisten waren dunkelhäutig und sprachen einen Dialekt, den keiner der Freunde verstand. Lerousse, de Croisseux und drei andere schienen die einzigen Franzosen an Bord zu sein. Sie waren auch die einzigen, die ständig bewaffnet waren. Die Disziplin an Bord der *Marbelle* war allerdings beeindruckend. Jede Anordnung von Kapitän oder Maat wurde rasch ausgeführt. Nur selten wurde der Tampen benutzt.

Karl hatte einmal aufbegehrt, als Lerousse ihn mit dem Tampen ermahnte, nicht zu trödeln. Der Maat hatte freundlich gegrinst. „Was ist, mein Freund? Du willst doch nach Amerika, nicht wahr? Willst du zum Kapitän gehen und dich beschweren, oui?“

Die *Marbelle* war früher wohl einmal ein Kriegsschiff gewesen. Im Schanzkleid befanden sich insgesamt acht Stückpforten. Vier auf jeder Seite. Doch nur hinter zweien von ihnen befanden sich noch Kanonen. Sie waren klein. Karl, der ein wenig davon verstand, behauptete, es handele sich um 4-Pfünder-Vorderlader, die ein Geschoss von vier Pfund verschießen konnten. Friedrich war das egal. Ihm waren Kanonen zuwider. Vor allem Kanonen wie diese, die sehr gepflegt aussahen. So, als würde man damit rechnen, sie benutzen zu müssen.

Die Verpflegung war nicht schlecht. Zumindest hatten sie schon übleres gegessen. Es gab Brot, Wurst, Käse und Fisch. Einmal am Tag kochte einer der Männer. Meist eine undefinierbare Masse, die an Haferschleim erinnerte und die undefinierbare Brocken enthielt. Aber es war essbar. Vor allem, wenn man hungrig genug war. Regelmäßig ließ der Kapitän Sauerkraut ausgeben. Die Brüder und Kahlmann erinnerte das wehmütig an die Heimat. Die anderen schienen es mit Widerwillen zu sich zu nehmen.

„Gegen den Skorbut“, erklärte Lerousse. „Bei der Überfahrt nach Amerika werden wir auch Zitronen an Bord haben.“

Skorbut war ihnen bekannt. Davon hatte auch Hauptmann Wenzel gesprochen, als er ihrer Kompagnie erklärte, auf genügend Kraut zu achten, da sonst die Zähne ausfallen könnten. Gott, sie hatten einige in der Freischar gehabt, die schon aus Altersgründen keine mehr besessen hatten.

An die Schaukelbewegungen des Schiffes gewöhnten sie sich allmählich. Die ersten Tage konnte nur Hans sein Essen bei sich behalten und als er sich einmal gegen den Wind erbrach, lernte er auf die harte Weise, wie man es richtig machte. Aber das mit den Segeln, das war nichts für sie, da hatte Pierre Lerousse Recht. Lieber im Maschinenraum, mit seiner drückenden Enge und Hitze, Holz und Kohle schaufeln. Bei den Segeln, da ging es über dreißig Meter hinauf, bevor man die Rahen erreichte. Unter diesen zogen sich Leinen entlang, die sogenannten Fußpferde, auf welche die Matrosen ihre Füße stellten, wenn sie mit den Segeln arbeiteten. Oh, sie alle hatten schon auf Bergen gestanden, die weit höher als dreißig Meter waren. Aber die hatten sich nicht *bewegt*. Karl probierte es ein einziges Mal aus und versuchte nach oben aufzuentern. Schon auf halber Strecke krallte er sich in die Wanten und stierte mit aufgerissenen Augen auf Deck und Bordwand unter sich. Und das Wasser. Mal war das Deck unter ihm, mal hing er scheinbar frei über dem schäumenden Meer. Es brauchte zwei Männer, um ihn wieder nach unten an Deck zu bringen und während die Seeleute lachten, konnten die Brüder und Bernd seine Gefühle nachempfinden.

Die *Marbelle* befuhr das Mittelmeer. Bernd Kahlmann kannte sich ein wenig mit den Sternen aus und wusste, dass sie nach Süden fuhren.

„Das ist nicht der Weg nach Amerika“, sagte Friedrich nachdenklich. Soviel war ihnen allen klar. Sie hatten die Karten von Bruder Markus noch in Erinnerung.

„Afrika“, sagte Bernd lakonisch. „Es geht nach Afrika.“

Friedrich dachte daran, dass der Maat davon gesprochen hatte, sie würden auf der Weiterfahrt nach Afrika Zitronen an Bord haben. Wahrscheinlich lud die *Marbelle* in Afrika die dortigen Früchte. Er hatte keine Ahnung, ob sich damit Geld machen ließe. Zumal es in der *Marbelle* weiß Gott nicht nach Früchten roch.

Obwohl sie das Mittelmeer befuhren und sie wussten, dass es eigentlich recht klein war, gemessen an den Ozeanen der Welt, begegneten sie kaum einem anderen Schiff. Dabei sollte das Mittelmeer dicht befahren sein. Doch nur zwei oder drei Mal sahen sie am Horizont Segel oder eine dünne Rauchfahne, die auf ein Dampfschiff hinwies.

Abends kehrte eine friedvolle Stille auf dem Schiff ein. Manchmal war eine Fidel zu hören oder eine Flöte und auch Gesang. Dann standen die Brüder oft an Deck, lehnten an der Reling und sahen hinaus über das Meer und genossen den Sonnenuntergang oder die Pracht des Sternenhimmels. Das waren die Momente, in denen die Baumgarts und Bernd Kahlmann von Zuversicht erfüllt wurden.

Sie waren auf dem Weg nach Amerika und in die endgültige Freiheit von jeglicher Knechtschaft und Abhängigkeit.

Kapitel 3 Passage

Der steinerne Kai am Dock wirkte übervölkert und der Träger hatte Mühe, dem Ehepaar Ganzweiler und ihrer Tochter Friederike zu folgen. Immer wieder wurde der Mann von anderen angerempelt, die den verschiedensten Verrichtungen nachgingen.

Friederike verstand nicht viel von Seefahrt, obwohl sie einiges darüber gelesen hatte. Vor allem spannende Geschichten mit tapferen Seeoffizieren, die unschuldige Maiden vor blutrünstigen Piraten erretteten. Doch in solchen Büchern wurde immer von stolzen Segelschiffen geschrieben und Friederike fühlte sich verwirrt, wie sehr hier im Hamburger Hafen die Qualmwolken von Dampfmaschinen dominierten. Sie war das Zischen der Gaslaternen in den besseren Vierteln von Frankfurt gewohnt, doch der Lärm der Dampfmaschinen war um ein vielfaches lauter. Zudem roch es bei weitem nicht so gut, wie es in ihren Romanen immer beschrieben worden war. Der viel gerühmte Duft der See bestand aus einem Gemisch von fauligem Gestank und den Gerüchen von Teer und Kohlestaub, die sich mit denen der verschiedenen Ladungen, und dem von Obst und Gemüse mischten.

Friederike rümpfte ein wenig die Nase und drehte unbewusst den Sonnenschirm in ihrer behandschuhten Hand. Sie irritierte nicht nur die Maschinen der mächtigen Schaufelraddampfer, die ihre Rauchfahnen aus dünnen Schornsteinen bliesen. Nein, erst vor wenigen Minuten war sie erschrocken zusammengefahren, als neben ihr eine Dampfpfeife schrillte. Sie hatte erstaunt gesehen, wie ein dampfbetriebener Kran seine Lasten aus einem Zubringerboot an Land hob.

Es gab nur wenige Frauen hier im Dockbereich des Hafens und die eine oder andere mochte nicht zu jener Sorte Damen gehören, die sich eigentlich geziemte. Karolina, Friederikes Mutter, zog ihre hübsche und neugierige Tochter immer wieder hastig mit sich, wenn sie ein solches „loses“ Frauenzimmer zu Gesicht bekam.

Es gab sicher nicht viele Männer, die sich nach einer Begegnung mit Karolina Ganzweiler gesehnt hätten, obwohl sie früher ein hübsches Mädchen gewesen sein sollte. Inzwischen hatte sie jedoch ebenso viel an Umfang gewonnen, wie an Liebreiz verloren. Es bereitete der fülligen Frau keine Probleme, in all dem Gedränge eine Gasse für sich und ihre Tochter zu bahnen.

Sogenannte Schauerleute entluden Schiffe oder Fahrzeuge und trugen die Waren zum nächsten Transportmittel oder in die angrenzenden Lagerhäuser. Dazwischen waren die Uniformen von Matrosen und Schiffsoffizieren zu erkennen. Die Stimmen von Händlern oder Lagerverwaltern schienen alles zu dominieren. Ein Stimmengewirr unterschiedlicher Sprachen mischte sich, bei dem die

deutschen Dialekte und das Englische vorherrschten. Einige Zollbeamte kontrollierten Warenstapel oder Papiere, und die Ganzweilers wichen einer Gruppe Männer aus, welche, mit Kohlenstaub bedeckt, Säcke voller Brennstoff für die Dampfmaschinen zu wartenden Booten trugen. Entlang des Kais lagen Dutzende von Schiffen, größere und kleinere. Nur wenige davon waren noch reine Segler, denn hier lagen überwiegend jene Schiffe, welche den Atlantik überquerten und das waren überwiegend Schiffe mit Dampfantrieb. Es gab einige davon, die zur Reserve auch noch eine Beseglung aufwiesen. Das Schiff, auf dem die Ganzweilers ihre Passage gebucht hatten, sollte einer der schnellen Postdampfer sein. Friederike freute sich auf die Reise mit dem Schiff, auch wenn ihr der endgültige Abschied von der Heimat ein wenig schwer fiel.

„Ich hätte nicht gedacht, dass der Hafen so groß ist“, sagte sie fasziniert. „All diese Leute und diese Schiffe.“

„Nun, mein Liebes, der größte Teil des Überseehandels kommt hier herein“, sagte Josef Ganzweiler geistesabwesend. „Und der größte Teil des Passagierverkehrs. Gott, wo ist bloß die verdammte *Celeste*?“

„Josef.“ Es war nur dieses einzelne, leise und mahnende Wort, welches Karolina aussprach und das Friederikes Vater zu einem entschuldigenden Räuspern nötigte.

„Äh, ja“, fuhr er nervös fort, „das Schiff muss hier irgendwo liegen.“

„Ich könnte einen der Männer fragen“, erbot sich Friederike unbekümmert.

„Kind.“ Es war derselbe Tonfall wie bei ihrem Vater, doch Friederike hatte eine gewisse Übung darin, ihn zu überhören, und bevor Karolina die Hand der Tochter fester packen konnte, hatte diese sich schon aus dem Griff gelöst.

Es war heiß hier im Hamburger Überseehafen und die junge Frau schwitzte unter dem dicken Stoff ihres Reisekostüms und den vielen Lagen von Unterkleidern, die den Rock bauschten. Vorhin hatte sie im Hotel heimlich ihr Mieder ein wenig gelockert, damit sie wenigstens leichter atmen konnte. Friederike erblickte einen hoch gewachsenen Mann in der dunkelblauen Uniform eines Schiffsoffiziers und ging entschlossen auf ihn zu.

„Was kann ich für Sie tun, meine junge Dame?“

Karoline Ganzweiler blickte zu ihrer Tochter herüber wirkte halbwegs erleichtert, als Friederike einen Mann ansprach, der immerhin die Uniform eines Schiffsoffiziers trug.

„Wir haben eine Passage nach Amerika gebucht“, sagte Friederike lächelnd und sie wusste inzwischen, dass dieses Lächeln unmögliche Dinge möglich machte. „Auf der *Celeste*. Aber wir können das Schiff nicht finden.“

Der Offizier blickte über Friederikes Schulter hinweg auf Karolina, die keinen Zweifel daran ließ, dass ihr Küken unter ihrer Obhut stand. „Nun, mein Fräulein, die *Celeste* liegt auch draußen auf Reede. Der Ankerplatz vor dem Hafen“, fügte er freundlich hinzu. „Aber wenn Sie den Kai wei-

ter gehen, dann kommen Sie zum Anlieger, wo die Dampfbarkasse liegt, die Sie zur *Celeste* bringen wird."

Friederike Ganzweiler deutete einen Knicks an und der Offizier legte grüßend seine Hand an die Schirmmütze. Friederike wandte sich den Eltern zu. „Wir müssen noch ein Stück den Kai entlang."

Karolina seufzte. Sie warf dem Träger einen intensiven Blick zu. Der Mann nahm die Koffer erneut auf und ging folgsam voraus. Karolina Ganzweiler hielt den Mann stets im Auge. „Offen gesagt, mein lieber Josef", sagte sie leise, damit andere dies nicht hören konnten, „ich finde es keine glückliche Wahl, dass wir ausgerechnet nach Amerika gehen. Wir hätten nach England gehen können. Schmurz war doch auch dort."

„Schurz. Karl Schurz", korrigierte Josef unbewusst. „Und jetzt ist er nach Amerika. Meine Liebe, wir werden viele alte Freunde und Bekannte dort vorfinden."

„Du wirst viele Freunde und Bekannte vorfinden", erwiderte seine Frau seufzend. „Herrgott, Josef, ich habe dir damals schon gesagt, wir hätten uns nicht in die Politik einmischen sollen. Außerdem hättest du deine Geschäfte auch in Frankfurt weiterführen können."

Josef Ganzweiler ignorierte ihre Bemerkung. Er war es leid, darüber mit ihr zu diskutieren. Eigentlich war es ohnehin erstaunlich, dass sie der Emigration überhaupt zustimmte. Aber sie hatte es getan und wenn Karolina einmal zu einem Entschluss gekommen war, ließ sie sich nicht mehr davon abbringen. Wie damals, als sie diesen „Friedrich sowieso" als nicht standesgemäß beurteilt hatte. Josef fand ihn ganz sympathisch, zumal der Junge und seine Brüder sich aktiv an der demokratischen Revolution beteiligt hatten.

Fast ein Jahr war vergangen, bis Josef sein Geschäft in Frankfurt endlich auflösen konnte. Er verließ die Stadt ohne Bedauern, auch wenn er hier gute Geschäfte getätigt hatte. Aber in einem königlichen Frankfurt fühlte er sich nicht wohl. Nicht, nachdem er einmal, wenn auch nur kurz, den Geschmack demokratischer Freiheit kosten konnte.

Die wichtigsten Papiere und Aktien führten sie nun mit sich, dazu ein Teil des Barvermögens. Das meiste Geld hatte Josef bereits auf ein New Yorker Bankhaus transferieren lassen. Es würde ihnen nicht schlecht gehen in Amerika und wahrscheinlich würde Karolina schon bald nach einer guten und, vor allem, angemessenen Partie für Friederike Ausschau halten.

„Da vorne ist ein Schild der Reederei, für welche die *Celeste* fährt!", rief Friederike erleichtert.

„Gott sei Dank." Karolina Ganzweiler keuchte ein wenig. Auch ihr war zu warm und das ständige Gedränge und Geschiebe nervten sie zusehends.

Von dem gemauerten Kai führten glitschige Stufen etliche Meter hinunter zu der vertäuten Dampfbarkasse. Karolina Ganzweiler beäugte die Treppe misstrauisch. Ein junger Mann in Offiziersuniform blickte von dem Zubringerboot zu ihnen herauf. „*R.M.S. Celeste*?"

„Ja, zur *Celeste*", bestätigte Josef erleichtert. „Wir haben eine Passage gebucht. Nach Amerika."

Der junge Seeoffizier kam die Stufen herauf und reichte Karolina galant die Hand, um ihr die Stufen herab zu helfen. Es war ein schlanker junger Mann, der Karolinas Masse sicher wenig entgegenzusetzen gehabt hätte, wenn diese ins Straucheln geraten wäre. Doch Friederikes Mutter gelangte sicher auf das kleine Dampfboot. Ihre zunehmende Blässe verriet, dass der auf den Wellen dümpelnde Rumpf und seine Bewegungen ihr nicht geheuer waren.

„Josef, das Schiff wackelt“, sagte Karolina unsicher. Sie tastete nach einem Halt und ließ sich erleichtert auf eine der Bänke sinken. „Oh, Jesus, ich fürchte, mir wird ein wenig übel.“

„Es wird Ihnen gleich besser werden, gnädige Frau“, versicherte der junge Offizier hastig, während er Friederike lächelnd ins Boot half. „Auf der *Celeste* sind die Bewegungen für Sie nicht so unangenehm. Die *Celeste* ist ein großes Schiff, gnädige Frau. Wenn Sie gestatten… Lieutenant Timothy Arguille, zu Ihren Diensten, gnädige Frau. Ich bin der zweite Offizier der *Celeste*.“

„Dieses Schiff hier wackelt jedenfalls äußerst unangenehm, junger Mann.“ Karolina fächelte sich Luft zu.

„Das ist nur ein Boot, Mama“, sagte Friederike und erwiderte das Lächeln des Seeoffiziers. „So etwas wie ein Rettungsboot.“

„Rettungsboot?“ Karolinas Blässe vertiefte sich. Die Bemerkung ihrer Tochter führte ihr wohl vor Augen, das Wasser keine Balken besaß.

„Ein Beiboot, gnädige Frau“, sagte der Leutnant freundlich. „Sie werden sehen, die *Celeste* ist ein sicheres und sehr schönes Schiff. Sie werden die Reise genießen, gnädige Frau.“ Der Seeoffizier beobachtete zwei Matrosen, welche die Überseekoffer und Kisten der Familie in die Barkasse luden und dort verstauten. Karolina schien es in der Tat ein wenig übel zu sein, da sie sich nicht über die Behandlung des Gepäcks beschwerte. Sie machte auch keine Anmerkung, als Josef dem Gepäckträger ein, ihrer Meinung nach zu hohes, Entgelt gab.

Friederike machten die unruhigen Bewegungen des Bootes nichts aus. Sie beobachtete den jungen Offizier und bewunderte die Selbstsicherheit, mit welcher der junge Mann die älteren Matrosen beaufsichtigte. Dieser Timothy Arguille gefiel ihr. Seine Haut war tief gebräunt und ihr fiel auf, wie gekonnt der Seeoffizier die Bewegungen des Bootes mit seinem Körper ausglich.

„Friederike.“ Karolina war nicht übel genug, als dass ihr die Blicke ihrer Tochter nicht aufgefallen wären. „Das ist unschicklich.“

Friederike errötete ein wenig. Nach Meinung ihrer Mutter war nahezu alles unschicklich, was auch nur im mindesten Spaß machte. Sie konnte sich noch daran erinnern, wie „echauffiert“ ihre Mutter gewesen war, als Friederike einmal nicht im Damensitz auf einem Pferd gesessen hatte. Vielleicht war es ja einfach die Sorge der Mutter um ihre Tochter, aber Friederike fühlte sich eingeengt, vor allem was ihre Kontakte zum anderen Geschlecht angingen. Zu jedem Ball oder Tanzvergnügen war Karolina mitgekommen. Mancher junge Mann war dadurch von jedem Kontaktversuch

abgehalten worden.

Als Friederike dann Friedrich Baumgart und seine Brüder in der Paulskirche kennengelernt hatte, war dies nur dem Umstand zu verdanken gewesen, dass ihre Mutter sich vehement weigerte, sich für Politik zu interessieren. „Es heißt nicht umsonst, dass uns der König von Gottes Gnaden regiert“, pflegte Karolina stets zu betonen. Sie war dem Interesse ihres Mannes für Demokratie eher unverständig begegnet. Friederike spürte, dass ihre Mutter allerdings eine inständige Liebe zu Josef Ganzweiler empfinden musste, denn sie hatte dem Gatten stets beigestanden. Ja, Karolina hatte sicherlich ihre guten Seiten, auch wenn Friederike sich durch ihre Mutter zunehmend eingeengt fühlte.

„Leinen los“, kommandierte Timothy Arguille.

Zischend und prustend stieß die kleine Dampfmaschine eine Rußwolke in den Himmel. Friederike sah Funken aus dem spargeldünnen Schornstein aufsteigen, während das Boot sich von der Anlegestelle löste.

„Obacht, da vorne, Simmons“, befahl Arguille. „Haltet von der Pinasse da vorne klar.“

Der Mann an der Ruderpinne der Dampfbarkasse, sie verfügte nicht über das Steuerrad der größeren Schiffe, legte das Steuerholz nach links und das Boot zog nach rechts herum. Wasser klatschte an den hölzernen Rumpf. Als sie an einem einfahrenden Schiff vorbeikamen, wurde der Rumpf von den Wellen ruckartig angehoben und gesenkt. Karolina legte ihre Hand vor den Mund und in ihrem Gesicht kämpften Blässe und Röte miteinander.

Gekonnt steuerte die Dampfbarkasse aus dem Hafen heraus. Vor ihnen breitete sich die Reede aus, wo die meisten der großen Schiffe ankerten. Während ihre Mutter mit aufkeimender Übelkeit kämpfte, beobachteten Friederike und ihr Vater interessiert die ankernden Schiffe.

„Welches davon ist die *Celeste*, Herr Leutnant?“, erkundigte sich Josef Ganzweiler.

„Der große Dampfsegler, direkt voraus. Mit dem schwarzen Rumpf und den weißen Aufbauten“, erklärte Arguille bereitwillig. „Die *R.M.S. Celeste* ist erst vor vier Jahren in Liverpool vom Stapel gelaufen.“

„Was heißt eigentlich R.M.S.?“, fragte Friederike und lächelte Arguille an. Sie bemerkte, dass er unter ihrem Blick leicht errötete. Zumindest vertiefte sich seine Bräune. Sie fand, dass ihm das gut stand.

„Royal Mail Ship, königliches Postschiff“, erläuterte der Seeoffizier. Er räusperte sich und schien unter Friederikes Blick unsicher zu werden. „Wir fahren Liverpool, Hamburg, New York, und ich denke, wir dürften das schnellste Schiff auf der Strecke sein. Wir haben zwei Whittney-Pratt-Dampfmaschinen, die direkt auf die beiden Schaufelräder wirken. Wir können mühelos zwölf Knoten Dauergeschwindigkeit fahren.“

„Und wofür haben Sie die Segel? Rahbesegelung, nicht wahr?“

„Oh, Sie kennen sich gut aus, gnädiges Fräulein.“ Arguille sah Friederike überrascht an. „Ja, wir haben drei Masten mit Rahbesegelung. Nur für den Fall, dass mit dem Dampfantrieb etwas nicht in Ordnung ist.“ Er bemerkte Karolinas Blick und fügte rasch hinzu: „Nur für alle Fälle, aber ich versichere Ihnen, wir hatten noch nie Probleme mit den Maschinen. Sind äußerst zuverlässig.“

„Hoffentlich wackelt das Boot nicht so wie dieses“, seufzte Karolina.

„Schiff, Mama“, sagte Friederike automatisch. „Das da vorne ist ein Schiff. Das hier, das ist ein Boot.“

„Hauptsache“, sagte Karolina, „es wackelt nicht so.“

Kapitel 4 Erkenntnisse

Die Sonne brannte unbarmherzig auf das Deck der *Marbelle*. Es war derart heiß, dass der Teer zwischen den einzelnen Planken weich wurde und an den Sohlen der Schuhe zu kleben begann. Friedrich Baumgart fragte sich unwillkürlich, wie die barfüßigen Besatzungsmitglieder dies aushielten. Immer wieder wurden Eimer mit Wasser aus dem Meer gezogen und über die Holzplanken geschüttet. Zwischen den Masten war das Beiboot der *Marbelle* auf hölzernen Auflagen festgezurrt. Auch das Boot wurde immer wieder mit Wasser gefüllt. Lerousse erklärte ihnen, dass sich das Holz sonst derart verziehen könne, dass das Boot undicht wurde. Die einstigen Kanonenpforten des Schiffes waren geöffnet, damit etwas Luft in das überhitzte Zwischendeck gelangte. Den dunkelhäutigen Besatzungsmitgliedern machten die Temperaturen kaum etwas aus.

„Berber“, knurrte der Maat der *Marbelle*. „Zähe Kerle. Aber wendet ihnen nie den Rücken zu, wenn ihr etwas Wertvolles in den Taschen habt.“

Inzwischen schlenderte auch Kapitän Jean de Croisseux öfter auf dem Deck seines Schiffes entlang. Oft wirkte er in Gedanken versunken und es war bewundernswert, mit welcher traumwandlerischen Sicherheit er Leinen, Krampen und Ösen an Deck auswich. Er schien jeden Zentimeter seines Schiffes in- und auswendig zu kennen. De Croisseux hob sich deutlich vom Rest der Mannschaft ab. Er trug nun eine Uniform, wie die Brüder sich dies bei einem Seeoffizier immer vorgestellt hatten. Über der weißen Hose einen langen, zweireihig geknöpften dunkelblauen Rock und dazu eine weiche und ebenfalls dunkelblaue Schirmmütze. Den Rock hatte er offen und man erkannte darunter einen braunen Ledergürtel, in dem sich die obligate doppelläufige Pistole befand.

Einmal hatte Karl behauptet, eine fremde Stimme gehört zu haben, aus der Kajüte des Kapitäns. Aber keiner der anderen hatte sie vernommen und Karl war sich zu unsicher, um de Croisseux danach zu fragen.

„Was versprecht ihr euch von Amerika?“, fragte der Kapitän eines mittags unvermittelt, als die

Brüder Baumgart und Bernd Kahlmann gerade dabei waren, im Schatten des Großsegels auszuruhen.

„Capitaine?“ Friedrich sah den großen Mann irritiert an.

De Croisseux lachte leise. Sein Alter war schwer einzuschätzen. Er mochte um die Fünfzig oder auch älter sein. Die langen Jahre auf See hatten ihre Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. Sein rundliches Gesicht war von einem graumelierten Vollbart eingerahmt, über dem zwei blaue Augen blitzten. Er strahlte eine Freundlichkeit aus, die in krassem Gegensatz zu der Ausstrahlung stand, die von seinem Schiff und dessen übriger Mannschaft ausging.

„Ihr hättet euch doch auch in der Republik niederlassen können.“ Er sprach das Wort Republik mit einem merkwürdig verachtenden Ton aus. „Warum zieht es euch nach Amerika?“

Friedrich zuckte verwirrt die Achseln. „Also, eigentlich weil unser Hauptmann es erwähnt hat.“

„Hauptmann?“

„Wir waren seit 48 dabei“, erklärte Friedrich.

„Auch in der Paulskirche“, sagte Karl eifrig. „Bei den Versammlungen.“

„Bei den Versammlungen“, wiederholte de Croisseux mit monotoner Stimme. Er lachte leise. „Glaubt ihr wirklich an die Gleichheit der Menschen? An unveräußerliche Rechte?“

„Äh, ja“, meinte Friedrich zögernd. „So ist es doch auch in Amerika, nicht wahr? Ich meine, die haben doch damals gegen den englischen König revoltiert und ihre Freiheit erstritten. Eben wegen der Gleichheit der Menschen. Da drüben, in Amerika, sind alle Menschen gleich und sie sind frei.“

Der Kapitän lachte nun lauthals. Die Brüder sahen ihn verwirrt an, während dem älteren Mann die Tränen über die Wangen liefen. De Croisseux nahm seine Mütze ab, wischte sich das Wasser aus den Augen und setzte die Kopfbedeckung wieder auf. Dann sah er die vier Deutschen belustigt an. „Es ging nicht um die Freiheit. Es ging um die Steuern. Um Geld. Es geht immer nur um Geld. Habt ihr von der Bostoner Teeparty gehört?“ Er lachte erneut. „Die Yankees haben sich wegen der hohen Teesteuern empört und schließlich, aus Protest, im Hafen von Boston den englischen Tee ins Wasser geworfen. Das war der Auslöser.“

„Mag sein“, sagte Bernd Kahlmann, „aber sie haben eine Unabhängigkeitserklärung, die gleiche Rechte garantiert.“

Der Kapitän sah sie forschend an. „Ihr seid ja Deutsche, nicht wahr? Drüben gibt es viele Deutsche. Wisst ihr eigentlich, dass es nur an einer Stimme in der amerikanischen Nationalversammlung gelegen hat, und in Amerika würde man nun Deutsch sprechen? Die erste Fassung der sogenannten Unabhängigkeitserklärung wurde, glaube ich, sogar in deutscher Sprache verfasst.“

„Ist das wahr?“ Hans sah de Croisseux mit offenem Mund an. „Das sind Deutsche?“

„Nein, du Blödmann“, korrigierte Friedrich. „Aber es gibt dort halt viele von uns.“

„Ja, viele“, stimmte der Kapitän zu. „Damals haben viele deutsche Einheiten auf Seiten des engli-

schen Königs gekämpft. Meist gepresste Regimenter und viele von denen sind nach dem Krieg dageblieben. In der Freiheit."

Wieder fiel es Friedrich auf, wie der Kapitän das Wort Freiheit betonte. „Ihr haltet wohl nicht viel von der Freiheit und der Demokratie."

Der Kapitän wies über das Wasser. „Das hier, das ist Freiheit. Die See. An Land gibt es immer einen Herrscher. Egal ob er sich Kaiser, König oder Präsident nennt." De Croisseux spuckte aus. „Und immer bestimmt das Geld den Lauf der Dinge."

„Ihr klingt so, als wäret Ihr kein großer Freund von Amerika", wandte Bernd Kahlmann ein.

„Aber nein." Der Kapitän sah sie betroffen an und seine Geste wirkte aufgesetzt. „Ich *bin* ein großer Freund Amerikas. Ohne Amerika hätte ich wohl kaum mein Vermögen. Es ist fast schon eher meine Heimat, als Frankreich."

„Warum seid Ihr fort aus Frankreich?", fragte Friedrich geradeheraus.

Der Kapitän richtete sich ruckartig auf. „Das geht euch nichts an. Und nun genug gefaulenzt. Das Beiboot muss wieder bewässert werden."

Der Kapitän räusperte sich und ging zum Heck der *Marbelle* zurück.

Pierre Lerousse hatte einen Teil des Gespräches gehört und während die Brüder Eimer aufnahmen, lehnte er sich an die Reling und sah sie aufmerksam an. „Ich empfehle euch, ihn nicht mehr darauf anzusprechen. Gerade euch."

Friedrich verstand die versteckte Drohung hinter den Worten. „Wir haben ihm nichts getan. Er ist doch sehr freundlich."

„Nein, ihr habt ihm nichts getan." Lerousse grinste. „Aber euresgleichen. Er war mal ein Mann von Bedeutung im Süden Frankreichs. Bis das Pöbel sich erhob. Heute ist er dort nur geduldet und oft nicht einmal das." Er musterte die Deutschen eindringlich. „Er hat Revolutionäre nicht unbedingt in sein Herz geschlossen, oui?"

„Warum sagte er vorhin Yankees zu den Amerikanern?"

Der Maat kratzte sich hinter dem Ohr. „Na, so ganz genau weiß ich es nicht. Aber so um 1630 wurde in dem Gebiet um New York eine holländische Siedlung gegründet. Neu Amsterdam. Damals gab es auch englische und schwedische Kolonisten. Die sagten zu den Holländern Jan Cheese. Jetzt sitzen dort die Amerikaner und alle die aus der Gegend kommen, nennt man nun Yankees. Ich persönlich glaube eher, es kommt von den Schreien, die ihre Maultiere ausstoßen." Lerousse lachte. „Jedenfalls sind die Yankees ganz schön stur, das werdet ihr noch feststellen."

„Sind wirklich so viele von uns drüben?" Hans mochte es noch immer nicht ganz begreifen.

„Ihr werdet euch wundern." Der Maat blickte kurz zum Heck. „Deutsche, Holländer, Iren und weiß Gott, wer noch alles. Aber genug geschwatzt. Macht euch an die Arbeit."

Sie nahmen die Eimer auf.

An einem heißen Morgen tauchte im Sonnenglast, direkt vor dem Bug der *Marbelle*, ein schmaler Strich am Horizont auf. Der Ausguck oben im Mastkorb sah es als erster und rief es an Deck hinunter. Kapitän de Croisseux kam aus seiner Heckkajüte nach oben und trat neben das Ruder. Mit einem Fernglas blickte er voraus und nickte dann zufrieden.

Plötzlich schien wieder eine zunehmende Anspannung über dem Schiff zu liegen. Die *Marbelle* steuerte die Küste an und folgte ihrem Verlauf.

„Das also ist Afrika“, sagte Friedrich nachdenklich. Besonders beeindruckt war er nicht. Eher enttäuscht. Vor ihnen breitete sich eine steinige Küste aus. Teilweise hohe und schroffe Klippen, die allmählich in flachere Strände übergingen. Es war kaum Grün zu sehen.

„Marokko“, sagte Pierre Lerousse. „Wir sind jetzt ungefähr in Höhe von Beni-Saf und fahren östlich auf Oran zu. Wir werden bald an Land gehen.“

„An Land gehen?“ Karls musterte die Küste. „Gott im Himmel, hier ist doch nichts zu holen. Hier gibt es nichts. Kein bisschen Grün, keine Ansiedlung und keine Menschen.“

„Mehr als ihr denkt“, lachte Lerousse. „Mehr als ihr denkt. In diesem Moment werden wir sicher von mehr Augen beobachtet, als wir an Bord haben.“

Unter dem leisen Stampfen ihrer Maschine und begleitet vom Rauschen der Schaufelräder glitt das Schiff in langsamer Fahrt an der Küste entlang. Eine etwas dunklere Stelle tauchte in der Küstenlinie auf und de Croisseux rief ein paar Kommandos. Der Bug der *Marbelle* schwang ein wenig herum und schob sich näher an die Küste heran. Aus der dunklen Stelle wurde ein Einschnitt, der ins Land hineinzuführen schien. An den Deutschen vorbei hastete ein Besatzungsmitglied, das eine lange Leine mit dem Lotblei mit sich führte. Sie sahen, wie der Mann frisches Wachs in das unten offene Senkblei füllte und dann zum Bugspriet ging. Er trat auf die darunter befindlichen Rüsten, schwang die Leine und ließ das Blei ins Wasser klatschen. Die Leine glitt durch die Hände des Mannes und man konnte deutlich die Knoten erkennen, die sich in regelmäßigen Abständen in ihr befanden. Der Mann rief etwas nach hinten und de Croisseux nickte sichtlich zufrieden.

Die Fahrt wurde noch langsamer. Der Kapitän trat an den Rudergänger heran und übernahm selbst das Steuerrad. Lerousse ging gemessenen Schrittes nach vorne zu dem lotenden Matrosen. Als das Blei aus dem Wasser auftauchte, betrachtete der Maat das Wachs an seiner Unterseite und betastete den daran klebenden Sand. Dann klatschte das Lot wieder ins Wasser. Langsam schob sich die *Marbelle* in den Einschnitt und vor ihnen öffnete sich eine kleine, abgeschiedene Bucht mit weißen Stränden. Ein paar Palmen wurden sichtbar und am Ende der Bucht ein hölzerner Steg und ein paar Hütten. De Croisseux ließ die Maschinen im Leerlauf fahren und das Schiff glitt, nur durch seine Eigenbewegung, durch das klare Wasser. Man konnte den Schatten des Schiffes auf dem Grund der Bucht erkennen. Ein paar Fische eilten geschäftig umher und wichen hastig aus, wenn der Schatten auf sie fiel.

Lerousse schaute angespannt auf den Schatten unter ihnen, der sich verkürzte. Er blickte kurz zum Heck und bemerkte dabei die interessierten Blicke der Brüder und Kahlmanns. „Sandet schnell zu, die Bucht. Müssen Acht geben, dass wir nicht auflaufen. Das könnte sehr peinlich werden, oui?“

Man musste neidlos anerkennen, dass die Crew das Schiff beherrschte. De Croisseux brauchte nicht in der kleinen Bucht zu ankern und mit dem Beiboot zum Ufer zu fahren. Gekonnt legte die *Marbelle* an dem Steg an. Sofort sprangen Besatzungsmitglieder auf die hölzernen Bohlen und legten Leinen über die aufragenden Balken. Als das Schiff zur Ruhe kam, ächzte der Steg protestierend, doch er hielt.

Sie blickten auf den Steg und die Hütten, die im Hintergrund sichtbar waren. Alles wirkte verlassen und heruntergekommen. Die Hütten lagen im Schatten eines kleinen Palmenhains und ihre Lehmwände und Strohdächer hoben sich deutlich vom Hintergrund ab. Doch keine Bewegung war zu erkennen.

„Willkommen in Ashouff“, sagte Lerousse grinsend. „Sieht aus wie der Arsch der Welt, nicht wahr?“ Der Maat lachte auf. „Aber ich sage euch, es ist ein goldener Arsch. Kommt mit, wir müssen uns ausrüsten.“

Der Maat ging mit ihnen nach hinten und der Kapitän begleitete sie in seine Heckkajüte. Sie sahen das Allerheiligste des Kapitäns zum ersten Mal. Die Kajüte war niedrig und sie mussten die Köpfe einziehen, um nicht an die Decksbalken zu stoßen. Ansonsten war die Kajüte erstaunlich geräumig. Sie ging über die gesamte Breite des Schiffes, und das gesamte Heck und ein Teil der Seiten waren verglast. Der Schliff des Glases war nicht einwandfrei und seine Schlieren verzerrten den Hintergrund. Durch ein Oberlicht fiel Licht von oben, direkt auf einen wertvoll gedrechselten Schreibtisch. Ein dicker Teppich bedeckte den Boden und sie sahen zwei mit samt bezogene Stühle sowie die Koje des Kapitäns.

In der Koje lag eine schwarzhäutige Frau. Die vier Deutschen stierten sie gleichermaßen geschockt und ungläubig an. Keiner von ihnen hatte geahnt, dass sich ein weibliches Wesen an Bord befand. Die Frau war für sie ein unglaublicher Anblick. Nicht nur, weil sie scheinbar vollkommen nackt war und sich offensichtlich nichts daraus machte, sondern weil ihre Haut tiefschwarz war. Nie zuvor hatten sie einen Menschen mit einer solchen Hautfarbe gesehen.

Noch bevor sie etwas sagen oder fragen konnten, zerrte Lerousse sie zu einem Schrank an der Seite der Kajüte, den der Kapitän aufschloss. Gezielt nahm de Croisseux eine Reihe von Waffen heraus und gab sie den Brüdern und Bernd Kahlmann.

Verwirrt betrachtete Friedrich die Pistole und das ungewohnte Entermesser, dass der Kapitän ihm gab. „Waffen? Ich... wieso sollen wir Waffen...?“

„Dies ist ein gefährliches Land und unsere Geschäftspartner sind auch nicht ohne“, sagte der Kapitän trocken. „Es ist besser, vorbereitet zu sein. Dann kommen sie gar nicht erst auf dumme Gedan-

ken.“ Er bemerkte die Blicke, die sie der nackten Frau zuwarfen. „Das Privileg des Kapitäns. Für euch werden sich andere Gelegenheiten ergeben. Doch nun an Deck.“

Bernd Kahlmann warf erneut einen Blick auf die Frau. Was hatte sie hier zu suchen? „Wer ist das? Sie sieht... ungewöhnlich aus. Ihre Nase und ihre Lippen...“

„Afrikanerin“, sagte Lerousse, als erkläre dies alles. „Schöne volle Lippen, nicht wahr?“ Er lachte auf. „Manchmal sind sie besonders voll.“

Lerousse griff sich in einer eindeutigen Geste in den Schritt und die Männer begriffen errötend, was er damit meinte. Lerousse sah ihre Verlegenheit, lachte erneut auf und schob sie aus der Kajüte. Nervös standen sie dann an Deck und befingerten die Waffen. Auch die anderen Besatzungsmitglieder waren nun bewaffnet. Die meisten trugen die langen und breiten Entermesser mit dem Handschutz, einige hatten merkwürdig lange Gewehre.

Der Maat wies auf die ungewöhnlichen Flinten. „Davor nehmt euch in Acht. Die schießen unglaublich weit und sehr genau. Sind besser als unsere Musketen.“

Sie gingen in zwei Gruppen über den hölzernen Steg. Als sie zur *Marbelle* zurückblickten, sahen sie, dass die beiden Vierpfünder auf der dem Land zugewandten Seite aus den Pforten ragten. Erneut fragten sie sich, in was sie hier geraten sein mochten. Der Kapitän führte sie auf die vereinsamten Hütten zu. Friedrich warf einen Blick hinein, würgte kurz und übergab sich dann.

Der Maat klopfte ihm gutmütig auf den Rücken. „Keine Angst, mein Freund, die tun dir nichts.“

Nein, sicher nicht. Friedrich drehte sich der Magen und seinen Gefährten erging es nicht viel besser, als sie in die Hütte hinein sahen. Viel gab es nicht zu sehen, doch das wenige war bereits zu viel. Die Hütte war leer. Fast. An den Wänden waren eiserne Ringe angebracht und Handeisen lagen auf dem Hüttenboden verstreut An eine der Wände war ein Mensch gekettet worden. Vor langer Zeit, denn er war vollständig skelettiert und nur ein paar Stofffetzen lagen lose um die Knochen seiner Hüften.

„Herr im Himmel“, stammelte Karl kreidebleich. „Was ist hier geschehen?“

„Er war aufsässig“, sagte Lerousse lakonisch. „Ein gutes Exempel für andere.“

„Andere?“ Friedrich sah ihn kopfschüttelnd an. Er wischte über den Mund und würgte erneut, aber sein Magen hatte sich geleert und er spürte nur ein unangenehmes Brennen in der Kehle. „Oh Gott, ihr... ihr seid Sklavenhändler.“

„Das schwarze Gold“, sagte der Maat bestätigend. „Seht mich nicht so an. Diese Leute sind nicht mehr als Tiere, das werdet ihr rasch genug erkennen. Im Grunde tun wir ihnen einen Gefallen, denn wir verschaffen ihnen gute Arbeit und ein gesichertes Heim.“

Friedrich kämpfte mit sich. Er war versucht, die Pistole zu ziehen und diesen grinsenden Franzosen einfach über den Haufen zu schießen. Sklaverei. Das widersprach allem, was er für seine Ideale hielt. Schon die Lakaien der Adligen waren für ihn kaum mehr als Sklaven. Und nun das hier.

Der Maat spürte seine Unsicherheit. Die Augen des Mannes verengten sich. „Begehe keinen Fehler, mein Freund.“ Dann lachte er plötzlich. „Wir müssen gut aufeinander acht geben. Ah, da kommen unsere Freunde, oui?“

Oben auf der flachen Hügelkette, welche die Bucht umgab, war ein Reiter aufgetaucht. Er trug ein lange wallendes Gewand und hatte ein Tuch um den Kopf geschlungen, dessen lange Enden im schwachen Wind flatterten. Der Mann saß auf einem Kamel und die Brüder starrten das Tier erstaunt an. Keiner von ihnen hatte je ein solches Tier zu Gesicht bekommen. Der Reiter trug eine der langen arabischen Flinten und hob sie über seinen Kopf. Dann belebte sich der Hügel mit einem mal. Unbewusst drängten sich die Deutschen zusammen, als nun eine Horde Bewaffneter den Hang herunter ritt. Zwischen ihnen bewegten sich Reihen von schwarzen Menschen, durch Ketten oder Stricke miteinander verbunden. Gelegentlich stolperte eine der langsam trottenden Gestalten. Wenn diese nicht von alleine auf die Füße kam, wurde sie einfach mitgezogen. Friedrich wurde von Grauen geschüttelt. Es war eine Karawane des Elends und er sah ausschließlich junge Frauen und Männer. Hin und wieder schlug einer der Reiter mit einer Peitsche nach den elenden Gestalten.

Die Bewaffneten führten die Gruppe der Gefangenen auf den Platz zwischen den leeren Hütten und bildeten einen Ring. Einer der Reiter ritt auf de Croisseux zu und riss sein Pferd vor ihm hoch. Der Araber lächelte kaum merklich, als der Kapitän keine Miene verzog. Dann sprang er behände aus dem Sattel. Zwischen beiden Männern entspann sich ein intensives Gespräch.

Pierre Lerousse begutachtete die aneinander gebundenen Männer und Frauen. „Keine schlechte Ausbeute. Unser Freund scheint ein ganzes Dorf erwischt zu haben.“ Er sah die Brüder und Kahlmann an, die blass hinter ihm standen und ihre Waffen nervös umklammerten. „Wisst ihr, diese schwarzen Tiere haben oft genug ihre kleinen Streitigkeiten. Nicht selten verrät da einer dieser Niggerhäuptlinge das Nachbardorf an unseren Freund Massoud. Wenn das Dorf zu klein ist, schnappt Massoud sich mitunter auch den Kral des Verräters.“ Lerousse lachte auf. „Natürlich sind wir nicht die einzigen Abnehmer.“

„Ein ganzes Dorf.“ Karl musterte die Gefangenen. „Aber wo sind die Alten? Die Kinder?“

„Für uns nicht verwertbar“, sagte der Maat trocken. „Zu schwach für die Überfahrt. Nein, wir achten darauf, nur die gesunden und kräftigen zu bekommen.“

De Croisseux und dieser Massoud schienen sich geeinigt zu haben. Sie sahen, wie ein Beutel den Besitzer wechselte und der Berber gab seinen Männern einen barschen Befehl. Sie trieben die schwarzen Männer und Frauen in die Hütten hinein und die Deutschen hörten gelegentliche Schreie und das Klirren von Ketten.

„Gut, meine Freunde“, sagte Lerousse. „Für die Nacht sind sie versorgt. Morgen bringen wir sie aufs Schiff.“

„Warum erst morgen?“, fragte Friedrich wutentbrannt. „Gott, was seid ihr nur für Menschen?“

Pierre Lerousse sah ihn nachdenklich an. „Halte deinen Zorn im Zaum, mein Freund. Wenn uns jemand angreift, so wird es keinen Unterschied machen, ob ihr dafür oder dagegen seid. Man würde euch ebenso niedermachen, wie den Kapitän und uns andere. Mitgegangen, mitgehangen, nicht wahr, meine Freunde? So oder so ist dies unsere Fracht und es ist diese Fracht, die euch nach Amerika bringen wird, oui?“

Sollte dieses Elend der Preis für ihre Freiheit sein? Weiß Gott, so hatten sie sich dies nicht vorgestellt. Wie stolz waren sie gewesen, als die schwarz-rot-goldene Fahne der Freiheit erhoben wurde. Und jetzt machten sie sich zu Handlangern der schlimmsten Art von Menschen, die sie sich vorstellen konnten.

Bernd Kahlmann stieß ein heiseres Knurren aus. „Er hat Recht. Es hat keinen Zweck uns gegenseitig die Köpfe einzuschlagen. Hauptsache, wir kommen nach Amerika.“

Friedrich sah zu den Hütten hinüber. „Ja“, murmelte er angewidert. „Hauptsache, wir kommen nach Amerika.“

Friedrich Baumgart glaubte nicht, dass in dieser Nacht einer von ihnen schlief. Die Nächte waren sehr kalt und er wunderte sich, dass ein Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht derart stark ausfallen konnte. Trotzdem brannte in der Nacht kein wärmendes Feuer. Im klaren Licht des Sternenhimmels konnte er Posten von Massouds Gruppe und solche der *Marbelle* erkennen, die sich gegenseitig beäugten und zugleich nach einem gemeinsamen Feind Ausschau hielten. Der 21-jährige nahm nicht an, dass die elenden Gestalten in den Hütten einer Wache bedurften. Selbst ohne Fesseln schienen sie kaum in der Lage, sich gegen ihre Peiniger zu erheben. Er fragte sich, was ihn hierher geführt hatte. In dieses öde Land zu diesen öden Gestalten. Angeblich sollte Afrika doch ein grünes und reiches Land sein, doch davon hatte er nichts gesehen. Nur weiße Augen, die ihn unnatürlich groß aus schwarzen Gesichtern anstarrten. Er dachte an die Männer um sich herum. Die Deutschen würden wohl mit diesen Wölfen heulen müssen. Er traute jedem aus der Mannschaft zu, ihn, seine Brüder und Bernd Kahlmann ohne Skrupel zu töten, wenn man befürchtete, diese würden den Sklavenhandel melden. Melden. Wo denn? Hier würde es wohl kaum eine Gendarmerie geben, die das Gesetz vertrat und wenn es sie gab, welche Gesetze mochten in einem Land herrschen, in dem so etwas geschehen konnte? Er und die seinen mussten einfach versuchen, mit heiler Haut aus dem Geschehen zu entkommen.

Am frühen Morgen stieß einer der Berber einen leisen Ruf aus und Friedrich staunte, wie rasch sich alle erhoben. Hatten all diese Männer tatsächlich geschlafen oder die Nacht mit der Waffe in der Hand wach gelegen und auf jedes verdächtige Geräusch gelauscht? Ihm war es jedenfalls so ergangen und er fühlte sich zerschlagen. Er sah Massoud und de Croisseux miteinander sprechen, dann lachte der Berber auf und gab seinen Männern einen Wink. Zwei kleine Säcke wurden zum Schiff gebracht und die Deutschen erfuhren später, dass sie mit Früchten gefüllt waren. De Crois-

seux ließ zwei Kisten an den Berber aushändigen und instinktiv ahnten die Deutschen, dass sich darin Pulver und Blei für die Flinten der Sklavenjäger befanden. Offensichtlich war ihr Anführer zufrieden. Er verabschiedete sich mit Umarmungen und umfangreichen Worten von dem französischen Kapitän und gab seiner Horde ein Zeichen. So rasch wie die Gruppe aufgetaucht war, verschwand sie auch und ließ die Crew der *Marbelle* mit ihrer elenden Fracht zurück.

Kapitän und Maat teilten die Besatzung in kleine Gruppen. Aus der Quelle der kleinen Oase wurden die Wasserfässer aufgefüllt. Der Kapitän und zwei andere Männer gingen nacheinander in die Hütten. Gelegentlich war leises Wehgeschrei zu hören und das Klirren der Ketten. Ein seltsames Raunen erhob sich und wurde zu einem seltsamen Singsang.

Lerousse sah die Deutschen an. „Ein gutes Zeichen. Sie sind noch kräftig genug, um zu singen. Aber der Kapitän wird rasch für Ruhe sorgen."

Sie hörten einen vereinzelten Schuss und nach einer Weile kam der Kapitän wieder heraus. Einer seiner Begleiter lud dessen Pistole nach. De Croisseux trat zu seinem Maat. Rasch wechselten sie mehrere Sätze.

Nur Bernd Kahlmann konnte das schnelle Französisch verstehen. Er übersetzte es für seine Freunde. „Sie haben ein paar der Schwarzen die Kehlen durchgeschnitten. Denen, die wohl doch zu schwach für die Überfahrt sind. Der Kapitän meinte, Kugeln solle man da nicht verschwenden. Aber einer der schwarzen Affen habe nach ihm getreten und so habe er ihm den Schädel zersprengt. Jetzt sollen wir die Leute rasch aufs Schiff bringen. Massoud hat ihm zum Abschied gesagt, ein englisches Kriegsschiff patrouilliere in den Gewässern vor Beni-Saf."

Rasche Befehle des Maats trieben sie auseinander und wenig später schob sich eine lange Reihe gefesselter Männer und Frauen auf den Steg und von diesem in das Unterdeck der *Marbelle*. Nun wurde den Deutschen auch klar, warum es dort so entsetzlich stank. Es war unfasslich, dass all diese Menschen dort unten hinein passen sollten. Die Matrosen der *Marbelle* schlugen und fluchten und trieben ihre Opfer in das Dunkel des Unterwasserschiffes hinein. Schließlich schlugen die Luken zum Unterdeck zu und Friedrich fröstelte es, als ihm klar wurde, dass er unmittelbar über den elenden Gestalten schlafen würde.

Ein paar der Frauen wurden aus der Reihe gezerrt und die Brüder und ihr Freund konnten sich denken, welchem Zweck sie dienen sollten. Während die Besatzung das Schiff zum Ablegen vorbereitete, wurden den Hilflosen immer wieder gierige Blicke und Obszönitäten zugerufen.

„Sie sind so... so... nackt", stammelte Hans verwirrt. Der 15-jährige war wohl der einzige von ihnen, der noch nie ein entkleidetes Weib gesehen hatte. So viel entblößter Weiblichkeit ausgesetzt zu sein, verwirrte ihn. „Sind sie... äh, anders?"

„Anders?" Friedrich sah die ängstlichen Frauen an. Die Haut war anders. Die Gesichter mit den vollen Lippen und den breiten Nasen unterschieden sich von denen europäischer Frauen, und es gab

auch Unterschiede zwischen den Individuen. Das Haar war merkwürdig kraus. Ein um die Hüften geschlungenes Tuch bildete die einzige Bekleidung, obwohl man einigen der Frauen die Tücher bereits genommen hatte. Die Frauen wirkten auf Friedrich wie ihre Männer. Schlank und doch muskulös. Auf seltsame Weise erinnerten sie an Raubtiere. An die natürliche Anmut von Wölfen.

„Sie sehen aus wie Tiere“, knurrte Karl. „Ihre Gesichter sind hässlich.“

Bernd lächelte ironisch. „Es gibt genug Dinge an ihnen, die sind ganz ansehnlich.“ Er sah Hans an. „Offen gesagt, ich glaube es gibt eine ganze Menge Ähnlichkeiten zu weißen Frauen.“

„Gott“, Karl sah ihn betroffen an. „Das kannst du doch nicht miteinander vergleichen.“

Bernd Kahlmann wies auf die übrigen Mannschaftsmitglieder. „Die da sind wohl zufrieden mit der Ähnlichkeit.“

Etliche Männer standen um die kleine Gruppe Frauen herum, als die Stimme von Kapitän de Croisseux dazwischen fuhr. Ohne die Frauen weiter zu beachten, eilte die Crew auf die Manöverstationen. Ein zum Mastkorb aufgeenterter Matrose rief etwas nach unten und de Croisseux stieß einen Fluch aus.

Pierre Lerousse trat an die Reling und feuerte die Männer an, die Leinen klar zu machen. „Verdammt, eine Rauchfahne über der Kimm. Vielleicht nur ein Postdampfer. Aber wir müssen verschwinden.“ Er musterte die Brüder. „Na los, packt an.“

Sie sahen Männer zu den Rahen aufentern. Die Segel entfalteten sich.

Karl sah die anderen fragend an. „Warum wirft er nicht die Maschine an?“

Lerousse warf ihm einen grimmigen Blick zu. „Weil sie nicht unter Dampf geblieben ist. Das Sicherheitsventil ist alt und wenn der Maschinist eingeschlafen wäre... ihr versteht schon, bumm, oui? Der Kessel wird jetzt zwar hochgefahren, aber es wird eine Weile dauern, bis wir genug Druck haben.“

Erneut bewies de Croisseux seine seemännischen Fertigkeiten, denn er kreuzte die *Marbelle* scheinbar mühelos, wenn auch von Flüchen begleitet, aus der Bucht. Inzwischen war die dünne Rauchfahne am Horizont deutlicher geworden und die Männer glaubten unter dem Rauch etwas schimmern zu sehen. Der Kapitän stand am Heck und hatte sein Fernglas auf die Rauchsäule gerichtet. Mit einem Fluch schob er es zusammen.

„Zu schnell für ein Postschiff. Ich wette, es ist ein Kriegsschiff“, rief er Lerousse zu. „Wahrscheinlich ein verdammter Engländer.“

Die *Marbelle* legte sich unter Segeldruck leicht über, als sie auf neuen Kurs ging. Lerousse schrie ins Zwischendeck hinunter, man solle sich gefälligst beeilen, genug Dampf zu machen. Sie sahen nach hinten zum Heck, hinter dem die Rauchsäule stand und langsam größer wurde. Doch dies geschah unglaublich langsam. Erst fünf Stunden später konnte man mit bloßem Auge einen schwarzen Rumpf mit weißen Decksaufbauten erkennen. Die Nationalität konnte nur der Kapitän mit seinem

Fernglas feststellen und er blickte immer wieder nervös hindurch, bevor er bestätigend nickte. „Ja, ein Johnny English, ein verfluchter Engländer.“

Diese Gewissheit schien den Kapitän jedoch zu beruhigen, denn er wandte dem Heck den Rücken und blickte in Fahrtrichtung voraus. Unter ihnen begann es zu rumoren und zu stampfen und de Croisseux rief triumphierend einen Befehl zur Maschine. Die großen, fast sechs Meter durchmessenden Schaufelräder begannen sich nun unter dem Dampfdruck zu drehen. Zuvor waren sie ausgekuppelt gewesen und nur der Wasserdruck der Fahrgeschwindigkeit hatte sie bewegt. Nun aber peitschten sie zunehmend in das Wasser, spritzten es auf und die Geschwindigkeit der *Marbelle* steigerte sich.

Dennoch kam der Engländer langsam näher und die Deutschen begannen sich zu fragen, wie ihr weiteres Schicksal aussehen mochte, wenn die Royal Navy das Sklavenschiff enterte. Die Teerjacken der königlichen Marine würden wohl keinen Unterschied zwischen der eigentlichen Besatzung der *Marbelle* und den Deutschen machen. Hinter ihnen ertönte ein dumpfer Knall und als sie erneut zu dem englischen Kriegsschiff zurückblickten, stieg dort am Vorderdeck eine braunschwarze Wolke in die Luft. Weit hinter der *Marbelle* stiegen Gischt und eine Wassersäule auf.

„Zu kurz“, erläuterte Lerousse grinsend. „Dauert noch zwei oder drei Stunden, bevor sie wirklich ernsthaft auf uns schießen können. Die machen nur ihrem Ärger Luft und wollen uns zeigen, dass sie kommen.“

„Gott im Himmel“, brach es aus Friedrich hervor, „habt Ihr denn keine Furcht, die Engländer bringen die *Marbelle* auf und hängen uns alle an die Rahen?“

„Ihr werdet schon sehen, dass sie das nicht wagen“, sagte Lerousse selbstsicher. „Wir haben noch eine Trumpfkarte, denn sie müssen uns beweisen, dass wir Sklaven an Bord haben. Wisst ihr, diese Briten haben... oh, holla, das war es dann wohl.“

Der Maat grinste den Kapitän an und dieser rief der begeistert aufschreienden Mannschaft etwas zu. Er sah die fragenden Mienen der Deutschen. „Sie fallen ab. Ziemlich plötzlich. Seht ihr? Sie liegen schon quer zum Wind. Denen ist wohl die Welle gebrochen.“

Tatsächlich verlor der Engländer schlagartig an Fahrt und ein trotziger Pfiff aus seiner Dampfpfeife ertönte, als das schnittige Schiff zur Seite trieb. Nun wurde auch die Fahrt der *Marbelle* ein wenig gedrosselt, um die Maschine zu schonen, und nach einigen Stunden war das Kriegsschiff hinter dem Horizont verschwunden.

Wenig später passierten sie Beni-Saf und fuhren auf die Meerenge von Gibraltar zu. Der Felsen von Gibraltar war in britischem Besitz. Eine Festung, welche die Meerenge beherrschte. Sie war nie erobert worden und ihre Geschütze boten Schutz für eine Reihe von Fregatten und Linienschiffen, die unter ihr ankerten. Dazu gehörte ein Tross kleinerer Schiffe und Versorgungsboote.

De Croisseux schien von der Festung keineswegs beunruhigt. Es war bewundernswert, wie er die

Nacht abpasste und dann, dank der dunklen Segel und des wolkenverhangenen Nachthimmels, unbemerkt unter den Batterien Gibraltars hindurchfuhr. Zwar wurde ein Vorpostenboot auf sie aufmerksam, doch de Croisseux ließ geistesgegenwärtig die französische Flagge, am Heck der *Marbelle*, grüßend dippen. Im internationalen Gruß wurde sie kurz gesenkt und wieder aufgezogen und bevor der Brite sich entschloss, ob er das passierende Schiff kontrollieren sollte, war der Vorsprung des Sklavenschiffes bereits zu groß.

Nachdem Gibraltar hinter ihnen lag, verließ die Anspannung das Schiff und das Entsetzen begann. De Croisseux verließ die Brücke und ging in seine Kajüte, wohl um sich seinem Privatvergnügen hinzugeben, denn nun gab sich auch der Rest der Crew der Lust hin. Zwischen die Anfeuerungsschreie der Männer mischten sich die Entsetzensschreie und das Stöhnen der Frauen, die nun missbraucht wurden.

Die Baumgarts und Kahlmann waren froh, an Deck Wache zu schieben. Zum ersten Mal durfte Friedrich dabei das Steuerrad der *Marbelle* führen. Doch er verspürte keine Freude daran, das Schiff in seiner Hand zu wissen, wenn er an das Grauen unter Deck dachte, und seinen Gefährten ging es ebenso. Aber sie waren hilflos, denn der Kapitän und sein Maat hatten alle Waffen wieder unter Verschluss genommen.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als es eine der Frauen irgendwie schaffte, an Deck zu gelangen. Friedrich stand hinter dem Rad und sah sie als erster. Auf ihn wirkte sie wie ein Gespenst aus einer anderen Welt. Der dunkle Körper, der sich gegen den Hintergrund schwach abhob, dazu das Weiß der Augen und der Zähne. Im schwachen Licht der Kompasslaterne konnte er ihre Nacktheit sehen und die Spuren, welche die Vergewaltigungen hinterlassen hatten.

Sie sahen sich für einen Moment schweigend an, während auf dem Niedergang Tumult einsetzte. Mehrere Männer drängten nach oben, um das entflohene Opfer wieder einzufangen. Als einer von ihnen mit einem triumphierenden Aufschrei nach der Schwarzen griff, erwachte Friedrich aus seiner Erstarrung. Er schob sich zwischen Mann und Frau, stieß diesen nach hinten. Im ersten Moment war der Matrose erstaunt, doch dann überzog ein gehässiges Grinsen sein Gesicht. Ein drohendes Murren stieg von den anderen auf und Friedrich sah seine Brüder, die sich von der Seite zu ihm heran drängten. Von Bernd Kahlmann war nichts zu sehen.

„Was ist hier los?“, klang die herrische Stimme des Maats auf. Lerousse tauchte aus dem Niedergang auf und sah sich um.

Einer der Männer sprach hastig auf ihn ein, wies auf Friedrich und die schwarze Frau, die sich instinktiv hinter den Deutschen zurückzog. Dann fielen andere Stimmen ein, bis der Maat wütend die anderen niederschrie. Er blickte Friedrich und dessen Brüder kalt an und trat näher.

„Nichts als Ärger, meine Freunde, oui?“ Er streckte die Hand aus und bevor Friedrich reagieren konnte, riss er die Schwarze an sich heran. „Wir können keinen Ärger auf der *Marbelle* brauchen,

oui?“

Der Franzose hielt den Kopf der Schwarzen in den Nacken gebogen und plötzlich blitzte eine Klinge. Blut spritzte hervor, traf den geschockten Friedrich, sprühte über Steuerrad, Kompassgehäuse und seine Brüder. Die drei Baumgarts standen wie erstarrt. Lerousse hielt die Tote aufrecht, schob das Messer wieder in seinen Gürtel und griff ungeniert an Brüste und zwischen die Schenkel der ermordeten Frau, bevor er sie achtlos fallen ließ. Das seltsame Klatschen, mit dem die Leiche auf die Deckplanken schlug, holte die Deutschen aus ihrer Lähmung.

„Gott im Himmel“, sagte Friedrich tonlos. „Ihr seid Tiere. Ihr habt... habt diese Frau einfach... ermordet.“

„Kein Streit an Bord“, sagte Lerousse langsam. „Vor allem nicht wegen einer Niggermöse. Wir haben genug davon an Bord.“ Er sah auf die verkrümmt liegende Leiche. „Fast schade. Sie fühlte sich recht gut an. Die hätte guten Gewinn gebracht.“

Friedrich stürzte vor, spürte einen heftigen Hieb und dann versank die Nacht um ihn in tiefer Finsternis.

Er konnte nur ein paar Minuten bewusstlos gewesen sein. Als er zu sich kam, lag er neben der Heckreling und seine Brüder knieten bei ihm. Die anderen Männer waren verschwunden.

Pierre Lerousse stand am Rad. Er blickte Friedrich abschätzend an. „Ah, wieder wach, mein Freund?“

Der Maat wandte Friedrich sorglos den Rücken, während dieser sich mit Hilfe der Brüder ächzend erhob. „Ihr habt nun zwei Möglichkeiten, meine Freunde. Ihr fügt euch und geht in Amerika eures Weges, ohne dumme Dinge über die *Marbelle* zu sagen, oder ihr werdet sang- und klanglos über Bord gehen.“

Friedrich sagte nichts. Die Selbstverständlichkeit der Drohung hätte ihn eigentlich nicht schockieren dürfen. Im Grunde war er sogar eher überrascht, dass er und seine Brüder überhaupt noch lebten.

Vor ihnen auf dem Niedergang ertönten erneut Schritte und schon sah Bernd Kahlmann sie grinsend an. Dieser schien überhaupt nicht mitbekommen zu haben, was sich an Deck ereignet hatte. Der Zimmermannsgeselle lachte Lerousse an und die Brüder sahen, wie ihr Freund seine Hose zuknöpfte. Dann lachte er auf und zuckte die Achseln. „Auch nicht anders, als die Tochter eines Herzogs.“

Friedrich erbrach sich über die Reling und seine Brüder stützten ihn.

So ging die lange Reise weiter und die Brüder waren sich an keinem der Tage sicher, ob sie lebend an ihrem Ziel ankommen würden. Die *Marbelle* befuhr nun den atlantischen Ozean. Manche Tage waren ruhig und die Baumgarts hätten die Fahrt genießen können, wäre ihnen nicht immer wieder bewusst geworden, auf was für einem Schiff sie sich befanden. Es wurde ihnen immer wie-

der vor Augen geführt. Etliche der afrikanischen Frauen wurden von der Mannschaft der *Marbelle* vergewaltigt, und nur die Gewissheit, damit Selbstmord zu begehen, hielt die Brüder davon ab, dagegen einzuschreiten. Sie sonderten sich von den anderen ab, so gut es ging, und versuchten, die Augen vor dem Elend und der Not zu verschließen. Gelegentlich wurde ein lebloser Körper über Bord geworfen, doch das geschah selten. Das schwarze Gold war zu kostbar, um sinnlos verschwendet zu werden. Der Hass der Geknechteten im Unterdeck schien selbst durch die Bohlen der Deckbeplankung spürbar und schließlich riskierten es selbst die Berber nicht mehr, sich alleine zu den angeketteten Gestalten zu begeben.

Neben dem inneren Ansturm ihrer Gefühle lernten die Deutschen auch die Stürme des Ozeans kennen. Der Kapitän und die Crew schienen ein Gespür dafür zu haben, aber für die Deutschen war es überwältigend, wie rasch der klare Himmel plötzlich schwarz wurde, und dann Blitze zuckten und peitschende Wellen das kleine Schiff herumzuwirbeln schienen. In solchen Momenten waren sie nicht die einzigen, denen es übel wurde. Auch wenn sie die Männer der Mannschaft aus tiefster Seele verachteten, so mussten sie doch deren Mut anerkennen. Klaglos hingen diese Seeleute in der Takelage, auch wenn das Schiff weit zur Seite kränkte und die Matrosen frei über dem tobenden Meer hingen. Mehr als einmal schlugen die Brecher über das Schiff, spülten alles lose mit sich und wer an Deck war, der musste sich an den sogenannten Sorgleinen sichern, um nicht selbst zum Treibgut zu werden.

Irgendwie überstand die *Marbelle* alle Unbilden und drängte unentwegt dem Kontinent Amerika und ihrem Ziel entgegen. Das Schiff brauchte für die Überfahrt fast zwei Monate und die Deutschen hatten keine Ahnung, ob das eine schnelle oder langsame Fahrt gewesen war, doch der Kapitän war offensichtlich zufrieden. Er blickte auf die Küstenlinie die vor ihnen auftauchte. „Amerika, meine Freunde. Ihr seid am Ziel. Im gelobten Land.“

Sie hatten erwartet, eine tiefempfundene Freude in sich zu spüren. Friedrich fühlte sich hin und her gerissen zwischen Erwartung auf das Neue, was sich ihnen bieten würde und dem Ekel über das, was er zugelassen hatte. Aber er wusste, dass sie sonst nicht überlebt hätten. Die *Marbelle* glitt auf die Küste zu, als der Ausguck oben im Mast einen lauten Schrei ausstieß und auf die ferne Küste wies. De Croisseux trat an die Reling und hob sein Fernglas an Auge. Er stieß einen innigen Fluch aus. Dann grinste er die Baumgarts und Kahlmann an.

„Zum Abschluss der Reise wird euch doch noch etwas Spannendes geboten.“ Er lachte leise auf. „Eine englische Dampffregatte. So wie es aussieht, eine der ganz neuen. Das wird ein aufregendes Rennen.“

Die *Marbelle* beschleunigte und die langsame Annäherung des englischen Kriegsschiffes erinnerte an die Verfolgungsfahrt vor der afrikanischen Küste. Aber diesmal stand die britische Fregatte zwischen dem Sklavenschiff und seinem Ziel.

„Wir sind noch außerhalb der amerikanischen Hoheitsgewässer“, knurrte Lerousse. „Die Engländer sind schneller und wollen uns abdrängen. Und sie sind darauf aus, uns zu entern.“ Er grinste sie an. „Sind vielleicht scharf auf das Prisengeld. Ein aufgebrachtes Schiff wird von der Admiralität verkauft. Da fällt was ab für die Crew, die das Schiff eingebracht hat.“

Lerousse blickte zu dem Engländer. Friedrich trat neben ihn. „Er hat keine Schaufelräder.“

„Nein.“ Lerousse seufzte. „Schraubenfregatte. Hat am Heck einen Propeller im Wasser, der das Schiff antreibt. Kein Wasserwiderstand an den Radschaufeln. Ja, die sind schneller als wir.“

Dem Kapitän war bewusst, dass der Engländer sie erreichen würde, bevor die *Marbelle* amerikanische Hoheitsgewässer erreichte. De Croisseux rief ein paar Befehle nach unten. Die Baumgarts und Kahlmann wichen zurück, als Mannschaftsmitglieder verdreckte und verängstigte Schwarze an Deck zerrten und zur Reling schoben.

„Was soll das?“, fragte Karl unsicher.

„Ihr werdet es gleich sehen“, sagte Lerousse angespannt.

Die Fregatte kam näher und es wurde deutlich, um wie viel größer sie war. Von der Gaffel des Schiffes flatterte eine übergroße weiße Fahne, mit dem roten Georgskreuz und einem kleinen Unionjack in der oberen Ecke. „Welche Ehre“, spottete Lerousse. „Sie haben sogar die Kriegsflagge für uns gehisst.“

„Nah genug!“, rief der Kapitän. „Sie können alles sehen.“

Matrosen hoben die schwarzen Sklaven auf die Reling. Friedrich stöhnte auf, als ihm klar wurde, was geschehen würde und dass er und die anderen erneut hilflos waren. De Croisseux gab einen Wink und mit einem Aufschrei wurde der erste Sklave ins Wasser hinabgestoßen. Noch immer in eisernen Handfesseln verschwand er rasch unter der Oberfläche. Der Kapitän wartete einen Moment, winkte erneut, dann wieder und wieder. Jedes mal starb ein hilfloser Mensch und es ließ die Besatzung der *Marbelle* scheinbar völlig ungerührt.

Plötzlich drehte die englische Fregatte ab. De Croisseux nahm seine Schirmmütze ab und winkte spöttisch hinüber. „Verdammt, diese englischen Bastarde haben sich Zeit gelassen. Das hat uns eine Menge Geld gekostet.“ Er sah die Baumgarts an. „Sie drehen jedes Mal ab, wenn ihnen klar wird, dass wir sonst alle Schwarzen über Bord werfen. Sind zu weich, die Briten. Natürlich werden sie sich bei den Yankees über uns beschweren, aber Sklaverei ist hier noch nicht verboten. Und außerdem, “ er blickte zum Bug und lächelte erneut, „sind wir jetzt in amerikanischen Gewässern. Willkommen in Amerika.“

Hinter ihnen verlangsamte das englische Kriegsschiff seine Fahrt und drehte ab, während vor ihnen die Küste Amerikas immer größer wurde. Der Verkehr wurde dichter. Immer mehr Schiffe liefen auf einen bestimmten Punkt an der Küste zu oder entfernten sich von ihm.

„Da vorne liegt Charleston“, erklärte Lerousse. „Manche sagen, die Stadt sei das Herz Amerikas

und nicht dieses kalte Washington, oben im Norden.“

Sie fuhren in eine Bucht ein und erkannten an ihren Rändern Befestigungsanlagen. Meist waren es nur die typischen Schanzen von Küstenbatterien, aber vor ihnen, im Hafen selbst, erhob sich eine wuchtige Kontur über der das Sternenbanner flatterte.

„Fort Sumter“, sagte der Kapitän.

Sie musterten die Festung, während die *Marbelle* an ihr vorüber glitt. Das Fort war ein unschöner eckiger Kasten mit dicken Mauern. Als kleine Insel ragte es mitten im Wasser auf, ohne jegliche feste Verbindung zum Land. Die Wände schienen gespickt mit Schießscharten. Die *Marbelle* grüßte die amerikanische Hoheit durch das Dippen ihrer Flagge. De Croisseux wies auf die vorbei gleitende Festung. „Die Yankees lieben es, sich mit anderen zu schlagen. Erst haben sie mit den Engländern gegen die Franzosen um den Kontinent gekämpft, dann mit den Franzosen gegen die Engländer um ihre Unabhängigkeit. Nachdem sie die hatten, kämpfen sie gegen alles Mögliche. 1814 haben sie den französischen Kaiser unterstützt und das englische Kanada angegriffen, und vor ein paar Jahren schlugen sie sich mit den Mexikanern. Zwischendurch vergnügen sie sich mit den Indianern.“ Der Kapitän lachte leise auf. „Wenn sie nichts mehr haben, wogegen sie Krieg führen können, dann werden sie sich untereinander bekämpfen.“ De Croisseux sah die Deutschen ernst an. „Das gilt auch für die Leute, die hier leben. Haltet eure Zungen im Zaum, ich rate es euch. Hier duelliert man sich noch aus den merkwürdigsten Anlässen. Und glaubt nicht, man wird sich hier über ein paar tote Schwarze aufregen. Man regt sich ja nicht mal über ein paar tote Weiße auf.“

Die Vier verstanden den versteckten Wink durchaus. Das Schiff schob sich tiefer in den weitläufigen Hafen. Ein kleiner Kutter näherte sich. Er führte die Lotsenflagge. Rufe wurden zwischen einem Uniformierten und dem Kapitän ausgetauscht, dann steuerte de Croisseux sein Schiff auf eine der Anlegestellen zu und ankerte. Rings um die *Marbelle* herrschte geschäftiges Treiben. Die Anlegestellen waren voller Menschen und Waren. Mehrere Arbeiter halfen beim Vertäuen des Schiffes und fixierten die Planke, welche die begehbare Verbindung zwischen der *Marbelle* und dem Kai bildete. Die Arbeiter waren schwarz und das verwirrte die Deutschen.

Pierre Lerousse lachte. „Das ist die Arbeitskraft des Südens, meine Freunde. Seht ihr die Lagerhäuser dort? Sie sind voller Baumwolle. Holz und Baumwolle, das sind die großen Exportartikel. Vor allem England ist ein wichtiger Handelspartner. Habt ihr schon mal die riesigen Webereien in England gesehen?“

„Sagen die Engländer denn nichts gegen die Sklaverei hier?“

Lerousse sah Hans an. „Junge, sei nicht so naiv. Hast du schon mal gesehen, wer in den britischen Webereien arbeitet? Die brauchen keine Sklaven, die haben ihre Kinder.“

Aus einem großen Viermaster wurden Tuchballen, Fässer und Kisten an Land gebracht. Ein vornehm gekleideter Mann schob sich durch das Gedränge und die Schwarzen machten ihm eifrig

Platz. Der Mann näherte sich der *Marbelle* und betrat die Planke ohne Zögern. Er rümpfte die Nase, als ihm der typische Geruch des Sklavenschiffes entgegen schlug.

Der Mann blickte de Croisseux an und umarmte ihn lächelnd. „Mein lieber Freund, du solltest dein Schiff dringend lüften. Es riecht erbärmlich."

Der Kapitän lachte auf. „Es riecht nach Geld, mein Freund."

„Ich hoffe, es ist gute Ware." Der Mann blickte gleichgültig über Deck. „Du kommst genau richtig. Morgen ist Auktion bei Grummond. Sind jetzt schon eine Menge Plantagenbesitzer in der Stadt, die daran teilhaben wollen. Charleston entwickelt sich, mein Freund."

„Ja, das sehe ich", erwiderte de Croisseux.

„Gut, dann bring die Ware in mein Lager. Wahrscheinlich werden wir sie wieder erst säubern und ausstaffieren müssen, damit sie einen guten Preis erzielen. Wie viele hast du?"

„Ich denke, es werden noch um die 250 sein. Es gab Verluste, du verstehst?"

„Es gibt immer Verluste, mein Freund. Wer ist das?" Der Mann wies auf die vier Deutschen. „Sie wirken ein wenig echauffiert."

„Einwanderer", sagte de Croisseux lakonisch. „Sie sind ein wenig unerfreut wegen der Sklaven."

Der Mann lachte auf. „Yankeementalität. Sie sollten nach Norden gehen. Preußen?"

Karl schüttelte automatisch den Kopf. „Wir sind Deutsche."

„Oh." Der Mann lachte amüsiert. „Und wir hier sind alle Amerikaner." Er lachte erneut. „Die einen mehr, die anderen weniger."

Die vier Deutschen fühlten sich unwohl. Es drängte sie, vom Schiff zu kommen, auf dem sie so viel Elend und Tod erlebt hatten. Sie gingen nach unten, packten ihre Bündel und Lerousse und de Croisseux sahen zu, wie sie die *Marbelle* grußlos verließen. Der Kapitän blickte sie an und lächelte verständnisvoll.

Die drei Brüder Baumgart und ihr Freund Bernd Kahlmann eilten vom Schiff fort, hatten genug vom Wasser und dem Anblick von Ketten. Ein wenig abseits des Gedränges hielten sie an, blickten zum Hafen hinüber und sie waren sich nicht sicher, ob sie den richtigen Entschluss gefasst hatten, nach Amerika zu kommen. Immerhin, sie waren da. Doch sie hatten nicht die geringste Vorstellung, wie es weitergehen sollte.

Ziellos schlenderte sie durch die Straßen und sogen die Eindrücke in sich auf. Was ihnen zuerst auffiel, das war die Tatsache, dass die meisten Gebäude aus Holz errichtet wurden. Keine billigen Hütten, sondern prachtvoll gearbeitete mehrgeschossige Gebäude. Weiß war die vorherrschende Farbe. In der Innenstadt gab es sogar gepflasterte Straßen. Vor den meisten Häusern führten zumindest geplankte Bürgersteige entlang, überdacht und von sorgfältig und kunstvoll bearbeiteten Säulen gestützt. Auch die Steinbauten waren eindrucksvoll, oft mit massiven Säulen, welche die Vordächer der Eingangsbereiche stützten.

Viele Häuser hatten Vorgärten und es gab eine Anzahl von Parks, die wohl der Erholung und Erbauung dienten. Dort wurde musiziert, Theater gespielt oder diskutiert. Zahlreiche Kutschen und Fuhrwerke mit Waren vermittelten einen gelegentlich chaotischen Eindruck. Dazwischen Menschen, die geschäftig umhereilten oder gemütlich zu spazieren schienen. Vor allem die weiblichen Bewohner nahmen sofort die Aufmerksamkeit der Deutschen in Anspruch. Diese Frauen gingen nicht einfach, nein, sie schwebten förmlich über den Boden. Vor allem, wenn sie die weiten Röcke trugen, die von Reifen gestützt wurden. Keine dieser Damen war alleine unterwegs. Dabei war die Begleitung nicht unbedingt männlich. Oft waren es andere Damen oder Diener, die ihren Herrschaften folgten. Immer wieder sahen sie sauber gekleidete Schwarze, die bereitwillig Waren hinter den Frauen her trugen und alle möglichen Dienste verrichteten. Keiner von ihnen machte auf die Deutschen den Eindruck, als sei er besonders unzufrieden, was die Deutschen nach dem Erlebten überraschte.

Am meisten jedoch verwirrten sie die Vorführungen in einem der Parks, wo eine Gruppe gastierte. Bunte Plakate wiesen auf Daniel Decatur Emmets berühmte Virginian Minstrels hin. Sie hatten keine Ahnung, was das sein sollte, aber da viele Menschen hinüber strömten, schlossen sie sich an. Sie hörten beschwingte und fröhlich wirkende Musik und erkannten eine geschmückte Bühne, auf der Musiker zu sehen waren, dazu eine Gruppe von tanzenden und singenden Negern. Doch als sie näher kamen, stellten sie verblüfft fest, dass es sich überhaupt nicht um Schwarze handelte, sondern um weiße Männer, die sich mit Schminke und Perücke als schwarze Menschen ausstaffiert hatten.

Die fröhliche Musik ging einem in die Füße und nicht wenige der Parkbesucher tanzten im Hintergrund, auch wenn sich die Vornehmeren zurückhielten. Zwischendurch ertönten auffordernde Rufe. „Dixie! Dixie!“

Bernd Kahlmann vermutete sofort, es handle sich bei Dixie um eine besonders attraktive Sängerin, die gleich auftreten müsse. Aber er wurde enttäuscht. Der Leiter der Minstrelgruppe trat vor und kündigte ein unterhaltsames Stück an. Es nannte sich „United States Mail and Dixie in difficulties“. Der Inhalt war denkbar einfach. Es ging um einen ausgesprochen dummen Postboten. Natürlich einen Neger.

„Wirklich“, hörten sie eine junge Dame sagen, „ich hätte nicht gedacht, dass man im Norden Sinn für solchen Humor hat.“

„Es ist ein ganz neues Stück, meine Verehrte“, sagte ihr Begleiter. „Ich glaube, von den Sabine Minstrels in Portsmouth. Ich habe gehört, die Yankees nennen die Schwarzen alle Dixies.“

„Ja, das passt“, sagte die Dame. „Dieser Bote Dixie ist wirklich unmöglich. Gott, mein Vater würde ihn sofort von der Plantage jagen lassen.“

Ihr Begleiter lachte leise auf. „Die Yankees sagen zum Süden inzwischen schon Dixies Land.“

„Empörend“, echauffierte sich die junge Dame. Sie wedelte aufgeregt mit einem zarten Fächer

und drehte in der anderen Hand unbewusst ihren Sonnenschirm. „Wollen die damit sagen, wie seien ein Negerland?“

„In gewisser Weise“, sagte der Mann.

„Empörend“, bekräftigte die Dame. „Aber das passt zu diesen kulturlosen Barbaren aus dem Norden.“

Der Mann lachte und griff in seine Brieftasche. Friedrich erkannte eine Banknote. Der Mann zeigte sie seiner Begleiterin. „Ich persönlich mag eher diesen Dixie.“

Es war eine Zehn-Dollarnote die in New Orleans hergestellt wurde. New Orleans konnte seine französische Herkunft nicht verleugnen und im Französischen hieß die Zehn „Dix“. Die Dame sah ihren Begleiter ein wenig spöttisch an. „Sie haben eine Yankeementalität, mein Lieber.“

Ihr Begleiter verbeugte sich und schob die Geldnote in die Brieftasche zurück. „Dann muss ich mich aus tiefstem Herzen bei Ihnen entschuldigen, meine Verehrteste.“

Das Theaterstück war zu Ende und die Minstrelgruppe spielte „Jordan is a hard road to trabbel“, ein Lied, das offensichtlich religiöse Motive der Schwarzen aufgriff.

Als die Brüder Baumgart und Bernd Kahlmann später in einer Ecke des Parks Platz nahmen, waren sie noch verwirrter als zuvor.

„Ein merkwürdiges Land“, seufzte Karl. „Sie halten sich die Neger als Sklaven und zugleich verkleiden sie sich als Schwarze und spielen deren Musik.“

Friedrich zuckte die Schultern. „Wir sollten uns jetzt eher darum kümmern, was wir in Zukunft machen. Wir brauchen etwas zu Essen, eine Unterkunft und Arbeit. In dieser Reihenfolge.“

Ohne Geld würden sie all dies nicht bekommen, das wurde ihnen rasch klar. Sie hatten noch einen Goldtaler, doch der würde sie nicht weit bringen. Während sie ihre Zukunft diskutierten, schlenderten sie durch die Straßen, bis sie plötzlich verharrten, weil sie eine Stimme hörten, die ihnen bekannt vorkam.

„Den kenne ich doch“, sinnierte Friedrich Baumgart. „Verdammt, ich habe die Stimme schon mal gehört.“

„Du sollst nicht so lästerlich fluchen“, wies Karl ihn zu Recht. „Aber es stimmt. Ja, klar, dass ist dieser Mann, der an Bord der *Marbelle* kam.“

Sie blickten auf und erkannten nun, dass sie vor einem hohen Gebäude standen, neben dem sich ein kleiner Platz befand. Es war nicht zu sehen, was dort vor sich ging, denn eine dichte Menge drängte sich dort und laute Rufe ertönten. An dem Haus befand sich ein sorgfältig gemaltes Schild.

„Grummonds Auctionary“, las Friedrich vor. „Davon hat der Mann doch gesprochen, nicht wahr?“

Sie konnten sich weit genug vordrängen, um zu sehen, was auf dem Platz stattfand. Es war eine Sklavenauktion. Bewacht von etlichen Bewaffneten standen im Hintergrund die Schwarzen aus der

Marbelle. Auf einer kleinen Bühne stand ein gut gekleideter Mann und führte die entführten Afrikaner einzeln vor. Einige der Neger wurden sofort gekauft, andere erst ausgiebig begutachtet. Muskeln und Gebiss wurden geprüft und eine weiße Lady fragte bei einem hageren Farbigen nach, ob er wenigstens als Zuchthengst tauge.

„Unmöglich“, knurrte ein Mann neben den Deutschen. Er blickte auf und musterte sie. „Was ist? Noch nie bei einer Auktion gewesen?“ Er betrachtete ihre Kleidung. „Nein, wohl nicht.“ Der Mann machte sich Notizen, hob seine Hand und rief einen Betrag, mit dem er einen der Farbigen ersteigerte. Erneut sah er die Brüder und Kahlmann an. „Die Schwarzen sind mies behandelt worden, aber das kennen wir bei de Croisseux ja schon. Hat wohl Glück gehabt, dass überhaupt so viele von der Ladung überlebt haben. Die Leute muss man erst mal ordentlich anfüttern, bevor sie Gewinn bringen.“

„Die brauchen die Peitsche, dann werden sie schon ordentlich arbeiten“, wandte ein anderer ein.

Der Mann mit dem Notizbuch lachte auf. „Unsinn. Aber das passt zu Ihnen, George. Immer kräftig prügeln, nicht wahr? Kein Wunder, dass Sie kaum Gewinn erwirtschaften.“ Er sah die Deutschen an. „Nein, man muss sie gut behandeln. Gutes Essen und die Peitsche nur, wo es unbedingt sein muss. Die Schwarzen sind eine gute Kapitalanlage. Eine, die sich selbst vermehrt, wenn man sie vernünftig pflegt. Sucht ihr Arbeit?“

Friedrich schüttelte automatisch den Kopf. Wer Sklaven hielt, konnte ihm wohl kaum eine rechte Arbeit bieten. Doch er sah irritiert, dass Hans bereitwillig nickte und auch Bernd Kahlmann kratzte sich zustimmend am Kopf.

„Ich habe eine große Plantage in Virginia“, sagte der Mann mit dem Notizbuch. „Baumwolle und Melasse. Bringt guten Gewinn. Mit dem Schwung an Sklaven, den ich neu erstanden habe, werde ich auch noch ein paar Aufseher brauchen. Wie wäre es? Ich zahle fair und die Arbeit ist nicht besonders schwer.“

Hans und Bernd sahen Friedrich an. „Na, was sagst du? Klingt doch nicht übel.“

Friedrich schüttelte den Kopf und auch Karl schien nicht begeistert. „Nehmen Sie es mir nicht übel“, sagte Friedrich zögernd, „aber Menschen zu unterdrücken, das ist nichts für mich.“

Der Mann sah ihn überrascht an. „Unterdrücken? Gott, wie sollen die armen Kreaturen denn sonst durchkommen? Sie werden nicht unterdrückt. Sie bekommen Arbeit, Unterkunft und Verpflegung und sogar Lohn.“

„Lohn?“ Sie sahen den Mann erstaunt an. „Also, Geld für Arbeit?“

„Ja, natürlich.“ Der Mann schüttelte über soviel Unverständnis den Kopf. „Schließlich müssen sie ja auch für einiges aufkommen. Aber wenn ihr nicht wollt...“

„He, Moment“, sagte Bernd Kahlmann hastig. Er führte die Brüder zur Seite. „Hört mal, wir brauchen Arbeit und wir brauchen Geld. Es hört sich doch nicht so übel an, finde ich.“

„Nein, das ist nicht für mich.“ Friedrich musterte Bernd und dachte angewidert daran, wie Bernd die schwarze Frau für seine Befriedigung benutzt hatte. Gott, was war das nur für ein Mensch, der solches tun konnte? „Nein. Zudem muss ich nach New York.“

Karl nickte verständnisvoll. „Verstehe. Deine Friederike, nicht wahr? Glaubst du denn, sie ist dort und wartet auf dich? Gott, Friedrich, ihr habt euch jetzt fast eineinhalb Jahre nicht gesehen. Du weißt doch selbst, wie viel in solcher Zeit geschehen kann.“

„Nein, wir lieben uns.“ Für Friedrich war es eine schlichte und unverrückbare Wahrheit und sein Weg war vorbestimmt. Aber er hätte nicht gedacht, dass eintreten könnte, was nun geschah. Die Trennung der Gefährten zeichnete sich ab. Hans und Bernd schienen entschlossen, dem Plantagenbesitzer zu folgen, während Friedrich dieser Gedanke widerwärtig schien. Auch Karl schien andere Vorstellungen vom Leben in den Vereinigten Staaten von Amerika zu haben.

Der Plantagenbesitzer schien ein gutmütiger Mann zu sein. Er wies einen der Mitarbeiter des Auktionators an, die ersteigerten Sklaven bereitzuhalten und lud die vier Deutschen ein. „Ihr seht hungrig aus und ich bin durstig. Ich denke, mit vollem Magen lässt es sich besser beratschlagen. Ich muss mich übrigens entschuldigen. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin John Obediah Jones aus Old Church, Virginia.“

So stellten sie sich vor und gingen dann in ein kleines Hotel in einer der Nebenstraßen. Während sie hungrig aßen und tranken, erzählte der Plantagenbesitzer von sich und seinem Land. Interessiert hörte er den Erzählungen der Deutschen zu und lachte auf, als sie ihrer Empörung über die Vorgänge auf der *Marbelle* Luft machten.

„Ihr solltet euch darüber nicht zu sehr aufregen. Sicher, es ist eine Verschwendung von Kapitalanlagen und de Croisseux wird nie ein wirklicher Geschäftsmann werden. Es gibt sogar ein paar Verrückte im Norden, welche die Nigger für gleichberechtigte Menschenwesen halten. Nun, Spinner gibt es wohl überall. Aber ich sage euch, hier haben die Schwarzen ein weit besseres Leben, als sie es in Afrika je haben würden.“ Er sah Friedrich an. „Du und Karl, ihr wisst noch nicht so Recht, was ihr tun sollt, nicht wahr? Warum geht ihr nicht beide nach New York im Norden? Friedrich wird dort sein Mädchen finden und da gibt es bestimmt noch genug andere für alle Baumgarts. Ich verstehe die Yankees da oben zwar nicht so ganz, aber ich weiß, dass in New York eine ganze Menge Deutscher leben. Ich glaube, da würdet ihr rasch Anschluss finden. Macht euch über den Weg dorthin keine Sorgen. Bis Old Church könnt ihr mit uns reisen und danach gebe ich euch Geld, damit ihr nach New York kommt.“

„Danke, aber ich möchte kein Geld geschenkt bekommen.“

Jones lachte gutmütig. „Prinzipiell nicht oder im speziellen von mir nicht? Nein, ich bin nicht beleidigt. Ihr versteht noch zu wenig von Amerika, aber ihr werdet es lernen. Nun, wenn Hans und Bernd bei mir arbeiten, können wir es vielleicht als Vorschuss auf ihre Arbeit betrachten. Wie wäre

das?“

Es war das Jahr 1851, als sich die Wege der drei Brüder Baumgart und ihres Freundes Bernd Kahlmann trennten.

Hans Baumgart und Bernd Kahlmann blieben in Old Church.

Friedrich Baumgart reiste als einziger weiter nach New York, denn seinen Bruder Karl zog es nach Westen. Sie trafen auf ihrem Weg nach Norden einen kleinen Wagenzug, der auf dem Weg nach Kentucky war. Friedrich glaubte, dass es weniger die Beschreibung des Reiseziels, als vielmehr die hübsche Tochter einer der Familien im Treck war, die Karl dazu beeinflusste, mit dem Wagenzug weiterzuziehen.

Friedrich selbst musste einfach nach New York, denn dort würde Friederike schon auf ihn warten oder ihn zumindest später treffen, denn er wusste nicht, ob die Familie Ganzweiler schon eingetroffen war. Aber Friedrich kannte Josef Ganzweiler und wusste, der Mann würde seine Ankündigung, in die Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern, auch wahr machen. Es hieß ja auch, eine ganze Reihe anderer deutscher Demokraten seien nach New York ausgewandert. Nein, auf ihn wartete Friederike, und als er seine Brüder und Bernd Kahlmann hinter sich zurückließ, da wurde ihm bewusst, wie sehr er sich nach ihr sehnte.

Kapitel 5 Seegang

Die *R.M.S. Celeste* stampfte in der See und Friederike hörte das erbarmungswürdige Stöhnen ihrer Mutter, während sie die Kabine verließ und die Tür hinter sich zuzog. Ihr Vater bemühte sich rührend und zugleich eher erfolglos, Karolina beizustehen und die feuchten Kompressen auf ihrer Stirn waren ein Zeichen seiner Hilflosigkeit. Schon mehrfach hatte Karolina sich übergeben. Inzwischen war ihr Magen leer, doch das auf und ab des Schiffes rief wieder und wieder ein krampfartiges Würgen hervor. Der Schiffsarzt hatte bereits nach ihr gesehen und ihr zwei Tabletten gegeben, doch sie schienen nicht zu helfen.

„Gehe du nur an Deck, mein Liebes“, hatte Josef seufzend zu seiner Tochter gesagt. „Ich werde schon ein Auge auf deine Mutter halten. Ich glaube, es wird ihr erst besser, wenn wir wieder an Land sind.“

Friederike hatte genickt und war erleichtert, die enge Kabine verlassen zu können. Sicher, sie hatten eine Passage erster Klasse und ihre Kabine war geräumiger und sichtlich luxuriöser, als die Unterbringung der zweiten Klasse oder gar des Zwischendecks. Aber hier draußen, auf dem Atlantik, genoss sie es an Deck spazieren zu gehen. Hier roch sie jene Seeluft, die man ihr in Büchern beschrieben hatte und es gab keinen fauligen Gestank, der ihre romantischen Vorstellungen beein-

trächtigen konnte. Oh, sie hätte gerne einmal das Postschiff unter vollen Segeln erlebt, doch Lieutenant Arguilles Ankündigung, die Maschinen würden es schon schaffen, hatte sich bislang bewahrheitet.

„Wir haben Ihnen eine Kabine in der Schiffmitte zugewiesen“, hatte der nette Leutnant mitgeteilt. „Zwar sind dort die Maschinen etwas lauter zu hören, aber das auf und ab des Schiffes ist nicht so stark zu spüren, wie an Bug oder Heck. Anbeträchtlich der bedauerlichen Verfassung Ihrer werten Frau Mutter, haben wir dies für angemessen erachtet.“

Ursprünglich hatten sie eine Kabine weiter vorne erhalten sollen, aber der Kapitän des Schiffes, Captain Helms, hatte wohl schon beim Anbordgehen der Familie eingeschätzt, das zumindest Karolina keine Seebeine bekommen würde. Friederike hingegen genoss die Bewegungen des Schiffes, die ihr merkwürdig lebendig schienen. Wann immer sie die Möglichkeit fand, ging sie aufs Deck hinauf und gelegentlich, wenn ihre Mutter keiner Einwände erhob oder zu schwach war, diese vorzubringen, tat sie dies auch in der Nacht. Der Sternenhimmel über dem Meer war beeindruckend und wirkte grenzenlos, ganz anders als in Frankfurt, wo das Firmament durch die Landschaft und die Stadt begrenzt worden war. Nein, hier boten das Meer und die Sterne unendliche Weiten.

Friederike ging den holzvertäfelten Gang der ersten Klasse entlang, der vom Licht der elektrischen Lampen erhellt wurde. Die Erfindung Edisons fand die junge Frau immer wieder beeindruckend. Ein sauberes und helles Licht, welches sicher seinen Weg in alle Haushalte finden würde. Sie konnte sich noch daran erinnern, wie in einer Nebenstraße einmal ein Haus gebrannt hatte, als die Gasleitung explodiert war. Es war schrecklich gewesen und ihr Vater hatte zu jenen gehört, die der Not leidenden Familie danach unter die Arme griffen. Selbst Karolina hatte sich engagiert und einen Basar ausgerichtet, dessen Erlös der Familie zugute gekommen war.

Das Schiff rollte leicht zur Seite und Friederike stützte sich ab, bis die *Celeste* sich wieder aufrichtete. Sie erreichte den Niedergang, wie die Treppen auf den Schiffen seltsamerweise hießen, und trat auf das Deck hinaus. Vor sich sah sie den Großmast, den mittleren Mast des Schiffes. Friederike stellte sich die im Wind geblähten Segel vor und seufzte entsagungsvoll. Sie blickte hinter sich und sah die zwischen den großen Schaufelrädern aufragende Brücke des Postschiffes. Es war heller Tag, doch der Himmel war grau und die weißen Schiffsaufbauten bildeten einen harten Kontrast zum trüben Hintergrund. Friederike sah Captain Helms auf der Brücke, der sich mit seinem zweiten Offizier, Timothy Arguille unterhielt. Helms bemerkte sie und grüßte freundlich. Für Friederike war er das Urbild des Seemannes, tief gebräunt und mit einem vom Wetter und der See gegerbten Gesicht. Dazu strahlten zwei blaue Augen aus einem Gesicht, das von einem dichten, grauen Bart eingerahmt war. Wie üblich hatte der Kapitän seine geliebte Pfeife im Mundwinkel. Eigentlich sah man ihn nur im Speisesaal ohne die Pfeife, die ähnlich verwittert schien, wie ihr Besitzer.

Eine ganze Reihe von Seeleuten kniete mit Scheuersteinen auf den Planken und schrubbte sie. Seemännische Bordroutine, ebenso wie die Arbeiten in der Takelage und an den Segeln, denn auch wenn die *Celeste* unter Dampf fuhr, hielt Captain Helms sie jederzeit bereit, auf die Windkraft zurückzugreifen. Der Seewind bauschte Friederikes Röcke, während sie an den Matrosen vorbei zum Bug des Schiffes ging. Hier ragte der Bugspriet wie ein mächtiger Stoßzahn nach vorne und schien dem Schiff den Weg zu weisen. Friederike beugte sich ein wenig über die Reling, um einen Blick auf die Galionsfigur zu werfen, die eine barbusige Meerjungfrau darstellte.

„Sie sollten Vorsicht walten lassen, gnädiges Fräulein", erklang Timothy Arguilles Stimme hinter ihr. „Wenn eine stärkere Welle kommt und wir überlegen, könnte es gefährlich werden."

Wie um die Worte des Seeoffiziers zu untermauern, legte sich die *Celeste* erneut über und Arguille griff hastig an Friederikes Arm und hielt sie fest. Für einen Moment erschrak sie, während der Leutnant sie hielt. Nach ein paar Sekunden ließ er ihren Arm los und trat zurück. „Verzeihung, gnädiges Fräulein."

„Nein, es gibt nichts zu verzeihen", sagte sie rasch und bemerkte sein Erröten. Ihre Gegenwart schien den jungen Offizier verlegen zu machen. Irgendwie fand sie es süß, wie er unter seiner Bräune errötete. „Es war mein Fehler und sie haben mich möglicherweise vor einem schrecklichen Sturz ins Meer bewahrt."

Arguilles Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln, das zwei Grübchen auf seine Wangen zauberte. Für einen Moment sahen sie sich schweigend an und eher unbewusst verglich Friederike den Schiffsoffizier mit ihrem Friedrich. Friedrich war ein gestandener Bursche, sicherlich ein guter Landwirt, wenn er einmal einen Hof führte. Ganz anders als dieser junge Offizier, der so mit dem Meer verwachsen schien und zugleich gute Manieren zeigte. Dennoch war da eine seltsame Gemeinsamkeit zwischen Timothy Arguille und Friedrich Baumgart, die Friederike zunächst nicht einordnen konnte.

Der Schiffsoffizier räusperte sich und wies mit dem Arm hinter sie. „Die liegen fest."

„Wie?" Sie wandte sich um und sah verschwommen ein entferntes Schiff.

Arguille reichte ihr sein Fernglas und wies zu dem Schiff hinüber. „Einer der Großsegler. Eine Vier-Mast-Bark. Wahrscheinlich einer der großen Tee-Clipper, die zwischen den Kontinenten unterwegs sind. Hat noch keine Dampfmaschine und ist auf die Windkraft angewiesen. Sehen sie seine großen Segel? Wenn er guten Wind hat, lässt er uns weit hinter sich, aber jetzt liegt er in einer Flaute."

Friederike betrachtete interessiert den Clipper, dessen große Segeltuchflächen schlaff an den Rahen hingen und kaum bewegt wurden. Timothy Arguille beugte sich neben ihr über die Reling und sie spürte seine Nähe. Es war ein angenehmes Gefühl, das sie lange vermisst hatte und einen wohligen Schauder über ihren Rücken jagte.

„Fräulein Ganzweiler, gestatten Sie mir eine Frage?“

„Sicher.“ Sie wandte den Blick nicht von dem anderen Schiff, da sie sich scheute, den jungen Offizier anzusehen.

„Heute Abend, äh, ist doch der kleine Empfang im Salon“, sagte Arguille und räusperte sich verlegen. „Würden Sie mir die Ehre geben, mich zu begleiten?“

Friederike spürte die Unsicherheit in seiner Stimme. Sie überlegte. Warum sollte sie nicht mit ihm zu dem kleinen Empfang gehen, welcher der Unterhaltung der Passagiere auf der wochenlangen Überfahrt diente? Es tat ihr sicherlich gut, etwas Abwechslung zu erleben. „Es wäre mir nicht unangenehm, Herr Leutnant Arguille.“

„Dann, äh, dann darf ich Sie gegen Acht Uhr abholen, gnädiges Fräulein?“

Sie senkte das Fernglas, drehte sich zu ihm um und reichte es ihm. „Sie dürfen, Herr Leutnant.“

Er sah süß aus, wie er abermals die Grübchen bekam. Timothy Arguille räusperte sich erneut und grüßte Friederike verlegen, bevor er sich wieder seinen Dienstgeschäften zuwandte. Friederike sah ihm einen Moment nach und lächelte. Er war wirklich ein netter Kerl. Sie dachte an ihre Mutter Karolina. Auch wenn sie ihrer Mutter nichts Schlechtes wünschen wollte, so hoffte sie doch, dass ihre Unpässlichkeit auch an diesem Abend anhalten würde. Es wäre bedauerlich, wenn die Übervorsicht ihrer Mutter ihr diese kleine Abwechslung verdarb. Warum sollte sie nicht ein wenig flirten? Es würde ihr gut tun und Leutnant Arguille sicherlich auch. Arguille, was war das eigentlich für ein Name? Es klang schottisch, aber er sprach ein akzentfreies Deutsch. Friederike lächelte. Sie hatte sich im vergangenen Jahr ausgiebig auf die neue Heimat vorbereitet und sprach nun neben dem Französisch, welches sie ohnehin beherrschte, auch ein ausgezeichnetes Englisch.

Spielerisch strich sie über die Reling des Schiffes. Ja, sie freute sich auf den Abend. Ihr Blick fiel auf die Brücke und ihre Augen begegneten denen von Arguille, der dort neben dem Steuermann stand. Dahinter erkannte sie Captain Helms und für einen Moment hatte Friederike das Gefühl, dessen freundlichen Augen zeigten einen besorgten Schimmer.

Sie ahnte, was in dem erfahrenen Seemann vorging, doch seine Sorgen waren unbegründet. Sie würde die Gesellschaft Arguilles genießen, doch sie würde ihm nichts zugestehen, was einem anderen versprochen war. Ihre Gedanken glitten zu Friedrich Baumgart. Sie hatten sich nun schon lange nicht mehr gesehen und nichts voneinander gehört. Sie wusste nicht einmal, ob er tatsächlich in Amerika angekommen war. Sie machte sich Sorgen um ihn. Große Sorgen. Doch während sie so über das Meer blickte, da fragte sie sich, ob diese Sorgen auch mit ihren Sehnsüchten einhergingen.

Sie hatte so vieles mit Friedrich gemeinsam. Aber waren dies wirklich Gemeinsamkeiten oder war es nur eine Schwärmerei, die sie aneinander band? Alles war so klar für sie gewesen, als sie sich in der Frankfurter Paulskirche begegneten und als sie gemeinsam für die Demokratie einstanden. Doch das war in der Heimat gewesen. Der Heimat, in der die demokratische Bewegung ge-

scheitert war und die nun hinter dem Heck der *Celeste* immer weiter in die Vergangenheit glitt.

Die Zukunft lag vor ihr. Die große Demokratie in Amerika. Ein Präsident, der vom Volk gewählt worden war. Vor ihr lag eine neue Heimat und Friederike fragte sich, welche Gemeinsamkeit sie noch mit Friedrich verband.

Kapitel 6 1854 – Differenzen und die Gradwanderung des Missouri-kompromisses

Amerika war ein ungeheuer großes Land, doch nur die Ostküste und die Westküste waren wirklich besiedelt. Die wesentlichen Handelsverbindungen führten an den Küsten entlang. Schiffe waren die Lasttiere, welche Fracht und Menschen von Küste zu Küste brachten. Der Westen bot zwar ungeheuere Weiten und Möglichkeiten, aber er war nicht erschlossen. Doch der Gedanke keimte zunehmend, seine Besiedlung zu forcieren und eine Verkehrsverbindung über Land zu schaffen. Das erforderliche Mittel, die Eisenbahn, gab es längst.

Im Kansas-Nebraska-Akt schlug die Geburtsstunde einer rein unionistisch ausgerichteten republikanischen Partei. Ursache war der Wunsch, jene transkontinentale Eisenbahn zu bauen, welche Ost- und Westküste miteinander verbinden sollte und so die Erschließung des Westens ermöglichen würde. Zwar gehörte das nicht erschlossene Land den Ureinwohnern Nordamerikas, den Indianern, aber im Gegensatz zu den alten indianischen Zivilisationen, aus der Zeit der Kolonien, gab es keine vereinigten Stämme und keine indianische „Zentralregierung“, mit der man Verträge abschließen konnte. Solange die einzelnen indianischen Stämme das Land nicht an die Regierung der Union abtraten, solange konnte dieses Land nicht als Territorium ausgewiesen werden. Das sogenannte Territorium war jedoch die Voraussetzung dafür, dass dieses Land vermessen und besiedelt werden konnte.

Theoretisch hätten alle Amerikaner von der Aussicht begeistert sein müssen, den Westen zu besiedeln. Aber da war das Problem des 36. Längengrades. Es gab unübersehbare Differenzen zwischen jenen Staaten, welche Sklaven hielten, und denen, die dies ablehnten. Um dies nicht eskalieren zu lassen, hatte man sich im sogenannten Missouri-Kompromiss darauf geeinigt, dass nördlich des 36. Längengrades keine Sklaven gehalten werden durften.

Die Besiedlung des Westens würde überwiegend nördlich dieser „Grenze“ stattfinden, das war den Menschen im Süden bewusst. Eine Zustimmung der Südstaatler zur Besiedlung der Territorien, die später einmal als Staaten in die Union aufgenommen werden würden, musste zwangsläufig dazu führen, dass der sklavenfreie Norden immer stärker wurde und sich das Stimmenverhältnis immer weiter gegen den Süden verlagern musste. Da jeder neue Mitgliedsstaat der Union in Senat und Kongress vertreten war, würde der Norden dadurch in die Lage versetzt, Gesetze zu verabschieden,

die von den Staaten des Südens nicht verhindert werden konnten.

Im Jahr 1854 war es allerdings noch so, dass der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Stimme von wenigstens sechs Repräsentanten der Südstaaten benötigte, um die Besiedlung der Territorien und den Bau der transkontinentalen Eisenbahn beschließen zu können. Um die geplante Ausdehnung der Union in den Westen zu ermöglichen, kam es zu einem neuerlichen Kompromiss, welcher den Missouri-Beschluss aufweichte. Das Leibeigenschaftsverbot für die neuen Gebiete wurde aufgehoben, und Sklavenhalter wie Nichtsklavenhalter wurden gleichberechtigt auf eine Stufe gestellt.

Der Süden war mit dieser Regelung zufrieden, doch bei den Gegnern der Sklaverei löste der erneute Kompromiss einen wütenden und emotional geführten Proteststurm aus. Angeheizt wurde die Stimmung durch leidenschaftliche Reden und den Nachdruck den Buches „Onkel Toms Hütte“. Zudem herrschte in diesen Monaten auch noch Wahlkampf.

Abraham Lincoln kam aus ärmlichen Verhältnissen und war in Kentucky aufgewachsen. Er schaffte es, Rechtsanwalt zu werden und war ein leidenschaftlicher und durchaus schlagfertiger Redner. Lincoln war ein ausgesprochener Gegner der Sklaverei, die er für menschenunwürdig hielt, doch zugleich ein fast schwärmerischer Verfechter des Gedankens der Union. Wenn er in seinen Reden leidenschaftlich gegen die Sklaverei auftrat, suchte er zugleich nach einem Weg, die Wogen zwischen Norden und Süden zu glätten, um die Gemeinschaft der Union zu beschwören.

Abraham Lincoln war der Auffassung, die Gründerväter der Vereinigten Staaten hätten sich gegen die Sklaverei ausgesprochen. In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung habe man festgelegt, dass alle Menschen gleich seien. Auch wenn viele Gründerväter selbst Sklaven besessen hätten, so vertraten sie doch eine grundsätzliche Ablehnung der Sklaverei. Darum habe man in der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika auch nie von Sklaven, sondern von gedungenen Personen gesprochen. Lincoln argumentierte, die Gründerväter der Union hätten sich 1807 immerhin für das Verbot des afrikanischen Sklavenhandels eingesetzt. Er vertrat vehement den Standpunkt, dass die Versklavung eines Menschen niemals gerechtfertigt sein könne.

Dem Abgeordneten Lincoln war klar, dass er mit dieser Auffassung, entgegen seiner Absicht, eine Lunte an die Gegensätze zwischen Norden und Süden legte. Da dies seinem Ziel, die Union zu erhalten, entgegen lief, versuchte er eine Brücke zu den Sklavenstaaten zu bauen. Er bekannte, dass die Sklavenhalterstaaten für den Ursprung der Sklaverei nicht verantwortlicher seien, als die Staaten des Nordens. Und dass die Abschaffung dieser Institution, auf der ein großer Teil der Wirtschaftskraft des Südens beruhe, sehr schwierig sei. Lincoln musste eingestehen, dass er für die Lösung der Sklavereifrage keine Antwort wusste.

Was hätte man mit befreiten Sklaven anfangen sollen? Sie politisch und gesellschaftlich mit Weißen gleichzustellen, wäre selbst von der großen Mehrheit im Norden nicht akzeptiert worden. Die

Mehrheit der Bevölkerung im Norden mochte durchaus für die Befreiung der Schwarzen vom Joch der Sklaverei sein, doch es gab keine einheitliche Vorstellung, was die Farbigen mit ihrer Freiheit anfangen konnten und sollten. Die Palette der Meinungen erstreckte sich von Gleichgültigkeit über Gleichberechtigung, hin zu gerechter Entlohnung oder der Deportation in die Ursprungsländer.

Lincoln vertrat allerdings klar die Meinung, dass die Sklavenfrage niemals die Angelegenheit eines einzelnen Mitgliedsstaates der Union sein könne. Sie sei immer auch eine moralische Frage der gesamten Gesellschaft und somit der Union. Er machte die Frage der Sklaverei zu einer moralischen Angelegenheit der Nation und trieb, wohl ohne dies zu wollen, einen weiteren Keil zwischen die unterschiedlichen Auffassungen.

Für die deutschen Demokraten, wie Carl Schurz und Friedrich Baumgart, stellte sich die eigentümliche Erkenntnis, dass die demokratische Partei im Parlament, nach ihrer Auffassung, überwiegend antidemokratische Grundeinstellungen hatte. In ihr sammelten sich die Sklavereibefürworter, wohingegen Lincolns republikanische Partei gegen die Sklaverei eintrat. Dabei waren die Grenzen durchaus fließend. Es gab etliche Republikaner, die im Grunde nichts gegen die Sklaverei hatten. Bei den Republikanern wurde allerdings deutlich, dass der Erhalt der gemeinsamen Union für sie im Vordergrund stand, wohingegen die Demokraten dies nicht unter allen Umständen wollten. Das Wohl der Gemeinschaft traf auf das Recht des Einzelnen.

Die Mehrheit der Wähler im Norden schien die Auffassung Abraham Lincolns zu teilen. Die Demokraten mussten bei den Wahlen des Jahres 1854 empfindliche Verluste hinnehmen, während die Republikaner, mit zwei Ausnahmen, die Wahlen in den sklavenfreien Staaten der Union für sich entschieden.